Early Journal Content on JSTOR, Free to Anyone in the World

This article is one of nearly 500,000 scholarly works digitized and made freely available to everyone in the world by JSTOR.

Known as the Early Journal Content, this set of works include research articles, news, letters, and other writings published in more than 200 of the oldest leading academic journals. The works date from the mid-seventeenth to the early twentieth centuries.

We encourage people to read and share the Early Journal Content openly and to tell others that this resource exists. People may post this content online or redistribute in any way for non-commercial purposes.

Read more about Early Journal Content at http://about.jstor.org/participate-jstor/individuals/early-journal-content.

JSTOR is a digital library of academic journals, books, and primary source objects. JSTOR helps people discover, use, and build upon a wide range of content through a powerful research and teaching platform, and preserves this content for future generations. JSTOR is part of ITHAKA, a not-for-profit organization that also includes Ithaka S+R and Portico. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

I.

Die neuere Literatur der Befreiungskriege 1812—14 und ihre Ergebnisse.

Von

Theodor v. Bernhardi.

1) Histoire du Consulat et de l'Empire par A. Thiers, tome XIII — XVI. — 2) Mémoires du Cte. Miot de Melito. — 3) Mémoires du Maréchal Marmont, Duc de Raguse, de 1792 à 1841 — 4) Mémoires et correspondence politique et militaire du Roi Joseph, publiés etc. par A. du Casse. — 5) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes von Ludwig Häußer. — 6) Lord Castlereagh's correspondence, III. series. — 7) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen v. Toll, von Th. v. Bernhardi. — 8) Der k. k. österreichische Feldmarschall Graf Radetzky, von einem österreichischen Veteranen. — 9) Memoiren des kgl. preuß. Generals v. d. Infanterie Ludwig v. Reiche, von L. v. Weltzien. — 10) Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813. Beiheft zum (preußischen) Militär-Wochenblatt für 1859.

Es gibt gewisse, umfassende und bedeutungsvolle Perioden der fortschreitenden Weltgeschichte, die vorzugsweise in der Gefahr schweben, der Nachwelt nur durch eine vielfach entstellte, und selbst absicht-

lich gefälschte Ueberlieferung bekannt zu werden; durch Berichte die darauf berechnet sind, über alle näheren, charakteristischen Umstände der Begebenheiten, sowie über die eigentlichen Ursachen der Erscheinungen absichtlich zu täuschen, und gerade in den wesentlichsten Beziehungen überall die Lüge an die Stelle der Wahrheit zu setzen. Es geschieht dann wohl, daß die Wahrheit, wo sie dennoch in einzelnen Andeutungen zu Tage tritt, von den Stimmführern der Täuschung überschrieen, und mit dreister Stirn laut als Lüge geschmäht und verurtheilt wird.

Natürlich sind es vor Allen die Zeiten leidenschaftlicher Bewegung, hartnäckiger Anstrengungen und Kämpfe, großer, tief in das Leben der Völker eingreifender Entscheidungen, deren Geschichte Gefahr läuft, in solcher Weise der Wahrheit entkleidet, ja zu ihrem Gegensatz zu werden. Denn wer hätte ein sonderliches Interesse über thatenlose Perioden verhältnißmäßiger Ruhe und Zufriedenheit zu täuschen? — Aber wo Völker oder Parteien mächtig miteinander ringen, wie verletzt da die gewaltsam herbeigeführte Entscheidung in fast unberechenbarer Weise nicht nur die Interessen und den Stolz ganzer Nationen als solcher, sondern außerdem auch noch die Hoffnungen und Erwartungen unzähliger Individuen, das schon gegründete Glück unzähliger Anderer. Die verletzte Selbstsucht, die getäuschte Hoffnung, die leidenschaftliche Erbitterung schreiben dann Geschichte; sie finden in den verstimmten Massen ein gläubiges Publikum, und das redliche, pflichttreue Streben nach Wahrheit vermag nur zu oft und zu lange nichts dagegen; niemand gibt ihm Gehör.

So ist es namentlich in Beziehung auf die Geschichte des ersten französischen Kaiserreichs und besonders seines Sturzes geschehen. Ungemein viel, weit mehr selbst als in anderen verwandten Fällen traf hier zusammen, um eine leidenschaftlich unwahre Darstellung dieser denkwürdigen Zeit zu veranlassen und ihr in einem weiten Kreise Glauben, ja fast schon eine bleibende Autorität in der Geschichte zu verschaffen.

Ein geistreiches Volk, von großem Selbstgefühl beseelt, gewöhnt, sich für das erste Volk der Welt zu halten, aufgewachsen sogar in der etwas naiven Vorstellung, daß seine Ueberlegenheit von allen andern Nationen als selbstverständlich anerkannt und unbestritten sei, sah sich

besiegt, nachdem es selbst des Sieges lange Jahre hindurch gewöhnt war und ihn nur zu sehr mißbraucht hatte. Dieses Volk mußte sich einer Regierung fügen, die ihrem Geist und Wesen nach einer vergangenen, verhaßten Zeit angehörte, und die man dem Lande durch den Willen fremder Mächte auferlegt sah. In dem allgemeinen, vielfach selbst ungerechten Mißbehagen, vergaß man leicht und gern alle Unbill, den schweren Druck der vorhergegangenen Zeit, und gefiel sich darin, sie verherrlicht zu sehen. Der Gedanke, daß man besiegt worden sei, schien ganz unerträglich, man war sehr geneigt, zu glauben, daß die endliche Entscheidung durch wunderbare Fügung herbeigeführt sei, ohne daß die Feinde einen Sieg über die Helden Frankreichs davon getragen hätten. — Den Glanz und Ruhm der Kaiserzeit suchte die Regierung in Vergessenheit zu bringen, die Prinzen des königlichen Hauses, besonders Karl X, behandelten sie zum Theil mit wegwerfender Geringschätzung — um so mehr war die Masse geneigt, sie in makelloser Verklärung zu sehen, und jeder Uebertreibung, die sie zu steigern bemüht war, und wenn sie sich auch bis zum vollkommen abenteuerlichen verstieg, ein williges Gehör zu leihen.

Diesem so gestimmten, so vorbereiteten Geschlecht erzählten nun napoleonische Offiziere und Staatsmänner, Leute, deren militärischer Stolz verletzt war, die eine glänzende Stellung verloren hatten, deren weit reichende Hoffnungen und Aussichten unter den Trümmern des Kaiserthrones begraben lagen, in der Erbitterung ihres Herzens die Geschichte ihrer Zeit. Man erwäge nur, wie viele ihrer waren, die sich durch einen so vollständigen Umschwung der Dinge in ihrem soldatischen Bewußtsein wie in ihren unmittelbarsten Interessen auf das empfindlichste berührt sahen: und es kann nicht befremden, daß sich sehr viele Stimmen in ihrem Sinn erhoben, daß sie laut und leidenschaftlich sprachen, und jede widersprechende Aeußerung zu übertäuben suchten.

Nun kam noch hinzu, daß der Gefangene auf St. Helena auch dort noch sein Geschick nicht für unwiderruflich abgeschlossen halten, nicht der Hoffnung auf einen Wechsel der Dinge entsagen wollte. Er hoffte, machte Plane, und spielte mit Absicht und Berechnung eine Rolle, die neue Aussichten und Plane begünstigen sollte, und die allerdings mit vieler Klugheit angelegt war, wenn wir auch nicht gerade

Würde und Größe daran rühmen können. Sein nächstes Streben war darauf gerichtet, nicht in Vergessenheit zu gerathen, und indem er die Aufmerksamkeit des mitlebenden Geschlechts immer wieder von Neuem für seine Person in Anspruch nahm, auch dessen lebendige Theilnahme zu gewinnen. Zu diesem Ende trieb er mit dem unglücklichen englischen Gouverneur der Insel ein unwürdiges Spiel. Weit entfernt, sich in die nothwendigen Bedingungen seiner Lage zu fügen, war er vielmehr bemüht, fortwährende Reibungen herbeizuführen und sich kleine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, um dann vor der ganzen gebildeten Welt ein lautes Wehklagen zu erheben. Die ganze Umgebung Napoleons war, wie jetzt eingestanden ist, darauf instruirt, sowohl die Reibungen mit dem Gouverneur gehörig in Gang zu erhalten, als die rührende Kunde von den Leiden ihres Herrn und Meisters im weitesten Kreise zu verbreiten. Gleichzeitig wurde mittelbar oder selbst unmittelbar von St. Helena aus eine ganze Literatur in Umlauf gesetzt, bestimmt die Tage des französischen Kaiserreiches als eine vielversprechende Blüthezeit der Menschheit, seinen Sturz als ein unermeßliches und unverdientes Unglück darzustellen. Der Held des Jahrhunderts wurde als stets unfehlbar und frei von jedem politischen oder militärischen Fehler hingestellt; nur zu groß und edel, zu mild vertrauend und hingebend war er gewesen. Die französischen Heere waren nach diesen Berichten aus allen Kämpfen ruhmbedeckt, ja eigentlich siegreich hervorgegangen; die Gegner verdankten ihre Erfolge selbst der unermeßlichen Uebermacht nur mit Hülfe unberechenbarer Zufälle, des Verraths und der Feigheit französischer Bundesgenossen.

Nicht wenig wurde der Erfolg dieser Bestrebungen dadurch begünstigt, daß ein großer Theil der liberalen Opposition in Frankreich solche verherrlichende Erzählungen vom Kaiserreich, die der National-Eitelkeit schmeichelten, auch gegen besseres Wissen ganz gern aufnahm und gelten ließ. Sie dienten, die Zeit der Restauration in Schatten zu stellen, und da das königliche Haus den Ruhm jener Tage verläugnete, hielt die liberale Partei es ihrem Vortheil gemäß, diesen Ruhm als den Ihrigen in Anspruch zu nehmen, und sich gleichsam mit ihm zu identificiren. Man glaubte dadurch der Regierung gegenüber eine günstige Stellung und vortreffliche Waffen zu gewinnen,

und das Mittel schien besonders nach Napoleon's Tod vollkommen harmlos. Eine Gefahr konnte nicht damit verbunden sein, wenn man eine Art von Napoleon-Cultus förderte und in der Masse an Umfang gewinnen ließ — denn eine Wiederherstellung des Kaiserthrones und der Willkürherrschaft schien ganz entschieden außer aller Möglichkeit zu liegen. Wie mancher mag jetzt im Stillen die Thorheit dieses Treibens bitter bereuen!

Einstweilen aber übte das Gebahren der liberalen Opposition in Frankreich großen Einfluß weit über die Grenzen des eigenen Landes hinaus, denn bei der Trägheit des politischen Lebens anderer Länder, und mancher Verstimmung, die da keinen rechten Ausdruck zu finden wußte, war die allgemeine Aufmerksamkeit in ganz Europa den Häuptern der französischen Opposition zugewendet; ihre Redner, Geschichtschreiber und Dichter waren überall bekannt und populär.

So fand das, was den Franzosen über Napoleon und die Ereignisse seiner Zeit vorerzählt wurde, selbst in Deutschland einen gewissen Widerhall und Glauben; — der Osten von Europa, der keine eigene lebensfähige Literatur hat, war ohnehin gewöhnt, sich über Alles und Jedes vorzugsweise aus französischen Quellen zu belehren. Daß die Heldenthaten der Deutschen namentlich keine Heldenthaten gewesen seien, das glaubte man dort sehr leicht und willig.

Und nicht nur daß diese französischen Darstellungen unmittelbar auf das Publikum wirkten —: auch die deutsche Geschichtschreibung vermochte sich nicht frei von ihrem Einfluß zu erhalten. Es gab auch bei uns eine Zeit, wo ein Schriftsteller, der die Dinge bei ihrem Namen genannt, und die gesammte St. Helena-Literatur ganz einfach als ein absichtlich auf Entstellung der Geschichte angelegtes Truggewebe bezeichnet hätte, selbst als leidenschaftlich verblendet und parteiisch verurtheilt worden wäre. Zudem widerstrebt es dem Deutschen zu glauben, daß irgend Jemand mit der entschiedenen Absicht wissentlich die Unwahrheit zu erzählen an ein geschichtliches Werk geht; er gestattet sich nicht leicht das voraus zu setzen, und hält sich verpflichtet, anzunehmen, daß jede Darstellung das Ergebniß irgend einer Erfahrung oder Forschung sein müsse. So ging das schöne Streben, unparteiisch in eigener Sache zu sein, häufig über das Ziel hinaus. Die Unwahrheit behielt eine gewisse Geltung neben der Wahrheit, wo

dieſe zu Tage kam; ja, namentlich wo Zahlenverhältniſſe zur Sprache kamen, und ſich ergeben wollte, daß die Verbündeten in ihren ſiegreichen Schlachten gegen Napoleon und ſeine Marſchälle, nicht, wie die Franzoſen dreiſt behaupteten, einer an Zahl ganz unverhältnißmäßig überlegenen Macht geboten, war es die Wahrheit, die mit Bedenken und Mißtrauen aufgenommen wurde. Man wagte in tiefer Beſcheidenheit nicht recht das zu glauben, und fürchtete parteiiſch zu werden, wenn man es gelten ließ.

So bedurfte es vielleicht nicht weniger als einer durchaus veränderten politiſchen Lage Europas, um uns gründlich und entſchieden von allen dieſen Täuſchungen zu befreien, die durch ſo mancherlei Verhältniſſe begünſtigt waren. Eine ſolche Veränderung, die ſo manches bisher geprieſene Streben in ſeiner Hohlheit und Unwahrheit erkennen ließ und den herrſchenden Sympathieen eine veränderte Richtung gab, mußte das große Publikum erſt empfänglich machen für die ernſte Wahrheit, und es darauf vorbereiten, Vorſtellungen, die ſchon herkömmliche geworden waren, zu entſagen, wenn die Ergebniſſe erneuter, gewiſſenhafter Forſchungen fruchtbar werden, in das allgemeine Bewußtſein, in das Leben übergehen ſollten, wie das der eigentliche Zweck aller hiſtoriſchen Forſchung iſt. Eine ſolche Umwälzung iſt nun erfolgt, und ſo vollſtändig zwar, daß in dieſer Beziehung kaum noch etwas zu wünſchen bleibt. Man iſt nun ſelbſt in Frankreich gehörig ernüchtert über das Kaiſerreich, und geneigt wenigſtens über die Perſon Napoleon's, über ſein politiſches Syſtem, den Werth ſeines Thuns und Laſſens, die Wahrheit zu vernehmen und ſich daran zu erbauen —: immer vorausgeſetzt, daß dabei die National-Eitelkeit nicht berührt werde.

Aber auch unmittelbar iſt die Forſchung ſelbſt durch die neueſten Wendungen der europäiſchen Verhältniſſe mächtig gefördert worden. Die Zeit von 1812 bis 1815 iſt für Deutſchland allgemach eine geſchichtliche geworden, die nicht mehr in derſelben Weiſe wie früher durch tauſend zarte Fäden unmittelbar mit den politiſchen Beziehungen der Gegenwart in Verbindung ſteht. Manches Verhältniß, das geſchont werden ſollte, und über manches Ereigniß der Vergangenheit Stillſchweigen gebot, hat die Zeit gelöst; reichlicher und mit weniger

Zurückhaltung öffnen sich dem ernsten Forscher die echten Quellen der Geschichte.

In Frankreich vollends haben jetzt nicht nur eine große Anzahl mehr oder weniger bedeutender Männer, die sich in ihren Erwartungen getäuscht, in ihrer Lebensstellung beeinträchtigt fühlen, sondern zahlreiche politische Parteien in ihrer Gesammtheit, im geraden Gegensatz mit ihrer früheren Haltung, ein unmittelbares Interesse, die Wahrheit über Napoleon I. und seine Zeit zu Tage zu fördern, und die Täuschung, die zum Theil ihr eigenes Werk ist, wo möglich wieder zu vernichten.

So hat sich denn auf diesem Gebiet historischer Forschung seit einigen Jahren eine doppelt rege Thätigkeit kund gegeben, und die Literatur, die wir diesen vielfachen Bestrebungen verdanken, ist in mehr als einer Beziehung eine sehr reiche zu nennen; reich an bedeutenden Ergebnissen und neuen Aufschlüssen.

Natürlich offenbaren sich in den Schriftstellern dieser Literatur auch wieder mannigfaltig verschiedene Persönlichkeiten, so daß es nöthig wird, sie scharf in das Auge zu fassen, und sich von den Motiven, die den Einen und den Andern unter ihnen bestimmen, genau Rechenschaft zu geben, und in ihnen den Maaßstab für den Werth seiner Mittheilungen zu finden.

Da tritt neben dem ernsten, gedankenreichen und streng gewissenhaften deutschen Denker und Forscher Ludwig Häusser, der geistreiche, aber oberflächlich und rhetorisch gebildete Franzose Adolphe Thiers, für den, so viele Wandlungen er auch schon erfahren hat, selbst nach der letzten Geschichte und Wahrheit nicht Zweck sind, sondern Mittel. Thiers ist nicht Geschichtschreiber, sondern Staatsmann, und seine historischen Arbeiten sind ihm nicht Lebenszweck; sie sind nicht um ihrer selbst willen und im uneigennützigen Dienst der Wahrheit geschaffen, sondern lediglich um die persönlichen oder Partei-Zwecke zu fördern, die er als Staatsmann verfolgt. Die Wahrheit ist ihm nicht eine an sich heilige und gebietende Macht, deren Dienst er sich ganz und ohne Rückhalt weihen könnte. Sie erscheint vielmehr in seinen Werken stets nur in dienender Gestalt, anerkannt oder verläugnet, je nachdem das Eine oder das Andere dem eigentlichen Zweck entspricht, und selbst da, wo sie hervortreten darf, doch immer auf sehr bestimmte

willkürliche Grenzen eingeschränkt, über welche hinaus sie National-Vorurtheile und Lieblings-Vorstellungen der Franzosen nicht verletzen darf. In früheren Zeiten, der Restauration gegenüber, erging sich der liberale A. Thiers sehr gern in einer höchst unwahren Verherrlichung des Kaiserreichs und seines Gründers; aber seit zehn Jahren hat sich das Blatt gewendet; das Kaiserreich ist in sehr unerwünschter Weise wieder erstanden, und hat unter Anderen auch Herrn Thiers als Staatsmann und Parlamentsredner gründlich beseitigt. Seitdem ist es natürlich nothwendig geworden, Frankreich in dem großen Werk, das ihm die Geschichte Nepoleons I. von Neuem vorführen soll, sehr viel bestimmter auf die Schattenseite des Kaiserreichs aufmerksam zu machen, in dessen Wiederholung es für Thiers keine Stelle gibt. Jetzt, in den neuern Bänden dieses Werkes wird auch wohl von Napoleon's Despotismus gesprochen; seine Fehler und Mißgriffe werden aufgedeckt; es wird nachgewiesen wie Er, nur Er persönlich zuletzt ganz Europa gegen sich empört, Er den Krieg nach Frankreich gebracht, und den Verlust des linken Rheinufers verschuldet hat. Gar viele Fabeln, von Leuten wie Bignon, Fain, Vaudoncourt, Pelet, oder dem schriftstellernden St. Helena in Umlauf gesetzt, werden bekämpft; siegreich natürlich, denn keinem Anderen standen die echten Quellen der Geschichte jener Zeit, die Acten, namentlich soweit die Archive Frankreichs sie bergen, in solchem Umfang zu Gebot, als dem Minister Thiers, sobald er sie redlich nützen wollte. So ist denn durch sein Werk der Inhalt gar manches wichtigen Actenstückes bekannt, und mehr als ein Punkt, was Napoleon's Absichten und Motive anbetrifft, glücklich aufgeklärt worden.

Nur darf man daraus nicht folgern, daß es nun dem beseitigten Staatsmann auch in anderen Beziehungen strenger redlicher Ernst sein könnte um die Wahrheit, und daß man sich fortan auf seine rhetorisirende Darstellung verlassen dürfe. Abgesehen von dem, was Napoleon's Person betrifft, bleibt diese durchaus in dem alten Geleise und geht auf die Wahrheit nur ein, sofern das zweckmäßig scheint. Weder ein Cato noch ein Tacitus ist Thiers geworden; er verschließt sorgfältig die Augen gegen Alles, was die französische National-Eitelkeit verletzen könnte, und geht der Wahrheit sorgfältig aus dem Wege, sobald ihr Dienst ihn in den Ruf bringen könnte, kein guter Franzose

zu sein, worauf man es allerdings in Frankreich wagen muß. Vergebens würde man in seinen Berichten auch nur Ein Wort über die Rohheit und bodenlose Corruption der französischen Kaiserzeit suchen; über das Diebs- und Gaunerwesen, das französische Beamte und Armeen überall wohin sie kamen mit nie übertroffener Virtuosität betrieben, über den Haß, den die französische Nation, nicht bloß ihr Oberhaupt, durch Uebermuth und rohen Mißbrauch der Uebermacht sich zuzog. Gewisse Lieblingshelden des französischen Publikums, wie z. B. Ney erscheinen auch hier wieder sorgfältig in der herkömmlichen Weise idealisirt, und am allerwenigsten darf man bei Thiers Wahrhaftigkeit in Beziehung auf die Zahlenverhältnisse erwarten, die niemand besser kennen konnte als eben er. Was er auch im Stillen mit Bestimmtheit wissen mag, wir sehen ihn stets beflissen, ein Geständniß, daß Franzosen je anders als durch eine ganz unverhältnißige Ueberlegenheit besiegt sein konnten, um jeden Preis zu umgehen.

Seine Beschreibungen der Schlachten bei Groß-Beeren, an der Katzbach und bei Dennewitz verdienen unser Studium als Musterwerke einer ohne Zweifel wissentlich unwahren Darstellung.

Bei Groß-Beeren leisteten bekanntlich die Sachsen unter Reynier den Preußen mannhaften Widerstand, die französische Division Durutte dagegen wendete sich, in dem Augenblick wo sie zur Unterstützung vorrücken sollte, noch ehe sie mit dem Feinde in Berührung kam, ohne Gefecht zur wildesten Flucht. Thiers erzählt, die Division Durutte habe einen „heroischen Widerstand“ geleistet; von den Sachsen verlassen habe sie sich freilich zurückziehen müssen, aber sie habe ihren Rückzug in der schönsten Ordnung ausgeführt; in solcher Haltung daß der Feind die Lust verlor, sie zu verfolgen (en ôtant à l'ennemi le goût de la poursuivre) — das schreibt Thiers — und Reyniers eigener Bericht, der das gerade Gegentheil bezeugt, ist in seinen Händen!

Was die Schlacht bei Dennewitz betrifft, so hat selbst ein Mann wie der General Pelet zugegeben, daß die französische Armee in diesem Treffen der preußischen unter Bülow und Tauentzien an Zahl um ein Bedeutendes überlegen war —: unter Thiers Feder wird sie selbst hier zu der sehr viel schwächern, und dennoch kann die Schlacht nur dadurch verloren gehen, daß die Sachsen und Bayern in Ney's Heer in

paniſchem Schrecken feldflüchtig werden. — Die franzöſiſche Reiterei unter Arrighi, die dieſem Heer beigegeben war, beſtand meiſt aus jungen Rekruten in neu gebildeten Regimentern und war von der elendeſten Beſchaffenheit; da ſie gleich in den erſten Tagen des Feldzugs durch unglückliche Gefechte eingeſchüchtert war, namentlich bei Groß-Beeren, kam es dahin, daß ſie eigentlich gar nicht mehr focht; ſie nahm bei jeder Gelegenheit Reißaus, ſo wie eine feindliche Schaar gegen ſie anritt. Es kam gleich in den erſten Tagen des Feldzugs dahin, daß man dieſe ganz unzuverläſſige Reiterei nicht mehr auf Vorpoſten zu ſchicken wagte; im Widerſpruch mit der eigentlichen Beſtimmung beider Waffen mußte eine Poſtenkette von Infanterie Arrighi's Reiterei vor jedem unerwarteten Zuſammentreffen mit dem Feinde bewahren, und der kommandirende General, Ney ſelbſt, meldet ſeinem Kaiſer, es ſei die Frage, ob ihm dieſe ſeine eigene Reiterei nicht mehr ſchade als nütze (il est donteux si la cavalerie que j'ai avec moi n'est pas plus nuisible qu'utile) —: Thiers läßt nun dieſe Reiterei Cavalerie-Heldenthaten verüben, ſich heroiſch aufopfern und das Schickſal des Tages ſelbſt nach der böswilligen Flucht der Sachſen noch zu wenden. Ney's Klagebericht nach der Schlacht beginnt mit den Worten: „j'ai été battu complétement", er ſchildert die regelloſe Flucht ſeines Heeres, und geſteht einen Verluſt von 53 Kanonen und 412 Munitionswagen. Dieſen Bericht vor Augen erzählt Thiers, Ney habe ſich — mit Ausnahme der Sachſen und Bayern in ziemlicher Ordnung nach Torgau zurück gezogen; freilich ſeien gegen zwanzig Stücke Geſchütz, deren Beſpannung während des Gefechts erſchoſſen war, zwar nicht vom Feinde erobert worden, aber doch auf dem Schlachtfelde ſtehen geblieben. Zwar muß Thiers geſtehen, daß ein Theil des Heeres vom Schlachtfelde auseinanderlief: aber das waren ihm zu Folge Sachſen und Bayern; von den jungen franzöſiſchen Kriegern verließen kaum einzelne die Fahnen. Seine Quellen ſind die Berichte Reynier's und Oudinot's; beide melden am Tage nach der Schlacht, wie ſich ihre Heertheile zerſtreut haben; der Erſtere erzählt: „von der (franzöſiſchen) Diviſion Durutte fehlt die Hälfte, von den Sachſen ein Dritttheil" (d. h. von den Sachſen fehlte nur, was ſie auf dem Schlachtfelde ſelbſt im Kampf verloren hatten) — und Oudinot, deſſen Corps vor der Schlacht außer 10 bayeriſchen Bataillonen 12,000 Mann

französischer Infanterie zählte, berichtet den Tag nach derselben, daß er bei dem ersten Appell nur etwa 4000 Mann zusammen gehabt habe, „niemand weiß noch der Infanterie Herr zu werden“ (personne ne sait encore être le maitre de l'infanterie).

Dieses Geistes, solcher Haltung sind die Berichte des Geschichtschreibers Thiers überall, wo er kriegerische Thaten und Begebenheiten zu erzählen hat, und nicht selten versteigt sich die dithyrambische Darstellung zu solcher Seltsamkeit, daß man gradezu nicht begreift, wie ein verständiger Mann dazu kömmt, derlei Abenteuerlichkeiten drucken zu lassen. So wird z. B. die vollständige Niederlage, die der General Maison am 16. Oktober 1813 bei Güldengossa erlitt, in wahrhaft wunderbare Phrasen und Bilder eingehüllt; der besonnene, in seinem Benehmen ganz alltägliche General Maison erscheint da in überraschender Weise als „brüllender Löwe“ und wird nur durch das Abenddunkel gehindert, mit dem geringen Rest seiner bis auf ein Sechstheil vernichteten Division den Sieg zu erfechten.

Andere Mängel hat diese Geschichte des Kaiserreichs mit den meisten historischen Werken der Franzosen gemein; sie gehen mit einer gewissen Unvermeidlichkeit aus dem Wesen der überwiegend rhetorischen Bildung hervor, welche in Frankreich herrschend ist. Es ist da dem Publikum wie dem Schriftsteller selbst Bedürfniß geworden, daß Alles und Jedes, jede Erzählung ohne Ausnahme, sich mit akademischer Eleganz und Würde in wohl cadencirten Phrasen bewege. Wer nicht einen ernsten, prüfenden Blick in die byzantinischen Schriftsteller geworfen — wer nicht die neueren wie die älteren französischen Geschichtschreiber mit ihren Quellen verglichen hat, der kann es nicht wissen, nicht denken, wie weit diese leidige Stylmacherei von der echten, wahren Wahrheit ableitet, selbst da, wo die Unwahrheit nicht beabsichtigt ist. Der Charakter der Thatsachen wird ganz von selbst gefälscht oder übertrieben durch das bloße Streben, die Phrase wohlklingend abzurunden, oder sie zu einer geistreichen Antithese zuzuspitzen. Und manches Bedeutsame muß dann auch ganz wegbleiben, bloß weil es widerstrebender Natur ist und sich in diese eleganten Formen nicht hinein zwingen läßt. Man sehe nur, wie Thiers das Wichtigste behandelt, was er überhaupt mitzutheilen hat: die Wahrheit über das berühmte Gespräch Napoleons mit dem Fürsten Metternich am

28. Juni 1813 zu Dresden. Metternich hatte den Gang dieses Gesprächs, die Aeußerungen des französischen Imperators gleich nach der merkwürdigen Scene niedergeschrieben, und seine Aufzeichnungen Thiers mitgetheilt; aber dieser wagt nicht das Ganze mitzutheilen, er geht mit Wahl zu Werke; den unbezähmbaren despotischen Geist Napoleons, seine rücksichtslose Selbstsucht, die triviale Rohheit des Ausdrucks bei Conceptionen, die vom Großen und Großartigen in das Ungeheuere und Maaßlose schweifen: das Alles wagt er nicht unfrisirt und unlackirt zu zeigen. Er gesteht, daß er die „familiarité soldatesque" der Worte des Imperators nicht wieder gibt, und der überstürzende Zorn des französischen Heeresfürsten, der sich in abgebrochenen, unzusammenhängenden Sätzen, in sehr trivialen Redeweisen, in Ausdrücken der Rohheit auszusprechen pflegte, bewegt sich hier in einer eleganten Rhetorik, wie sie Racine ganz gut brauchen könnte.

Aehnliche Gegensätze wie in den geschichtlichen Werken begegnen auch auf dem Gebiet der Memoiren-Literatur.

Hier haben wir zunächst die Denkwürdigkeiten Miots zu nennen, die von dem größten Werth sind, obgleich der Verfasser unter der Republik und Napoleon I. nicht eben eine hervorragende Rolle gespielt hat — oder vielmehr grade deswegen! — Er ist nie zu jenen Stellungen von bedenklicher Höhe gelangt, in denen, zu Zeiten wie die seinigen waren, nur eine seltene Größe oder Schlichtheit des Charakters vor Thaten schützt, deren Zweideutigkeit man sich selbst im Stillen wohl gestehen muß. Er hat in seinem öffentlichen Leben nichts zu verbergen, und sucht als redlicher Mann nicht zu beschönigen, was er selber darin tadelnswerth findet. Obgleich nicht zu den höchsten Stellen gelangt, hat er doch aber häufig dem Mittelpunkt der Dinge nahe gestanden, viel und gut beobachtet, was er mit überzeugender Wahrhaftigkeit mitzutheilen weiß. So verdanken wir ihm manchen belehrenden Zug, und erfahren namentlich wie früh, wie weit her und mit wie vieler Berechnung Napoleon seine Herrscherplane eingeleitet hatte.

Eine weit andere Persönlichkeit tritt uns in dem Marschalle Marmont entgegen, und wie durch Miot zum Vertrauen, so fühlen wir uns ihm gegenüber sogleich zur Vorsicht, zu einer sorgfältigen Prüfung seiner Mittheilungen aufgefordert. Marmont hat in seinem

langen und glänzenden Lebenslauf viel zu verbergen, noch mehr zu beschönigen, und eben der Inhalt seines Lebens gestattet nicht, an den Charakter zu glauben, der dazu gehörte, dennoch die Wahrheit unumwunden zu erzählen. Schon über seine Feldzüge dürfen wir nicht zuverlässige Mittheilungen erwarten, denn er ist als Feldherr nicht glücklich gewesen; er hat schon da manches drückende Geständniß zu umgehen. Auch finden wir die wenigen Erfolge, deren er sich rühmen durfte, in seinen Berichten gar sehr übertrieben und gesteigert zu höchst glänzenden Ereignissen, das Mißgeschick überall gemildert, und die Lage, in der er sich befunden hat, gar oft als eine sehr bedeutende und ungemein schwierige geschildert, wo sie in Wahrheit weder das Eine noch das Andere war. Noch weniger kann Marmont über die Natur seiner Beziehungen zu Napoleon, besonders in früherer Zeit, die wirkliche Wahrheit sagen; der Schluß des Feldzugs 1814, wo er zuerst von allen Marschällen den gefallenen Kaiser verließ und geheime Unterhandlungen mit dem Feinde anknüpfte, macht das unmöglich.

Vielleicht war es überhaupt schwierig, über jene früheren Verhältnisse mit Unbefangenheit zu sprechen, denn es gab da allerdings wenigstens einen zarten Punkt zu berühren. Marmont konnte nicht wohl selbst der Welt erzählen, daß Napoleon als General Buonaparte seine jüngste Schwester mit ihm, seinem Lieblingsadjutanten, verheirathen wollte, und daß er auswich. Marmont wußte damals so wenig in den Sternen zu lesen, daß er die reiche Tochter des Banquier Perregaux für eine bessere Partie hielt, als die kleine Italienerin Mademoiselle Pauline Buonaparte. Diese wurde mit einem anderen Adjutanten ihres Bruders, mit dem General Leclerc, und später, als junge Wittwe, mit dem Fürsten Borghese vermählt. — Aber durchaus zu läugnen, daß er je begünstigt worden sei, dazu konnten den Marschall Marmont doch immer nur die schon erwähnten drückenden Erinnerungen bestimmen. Um darzuthun, daß er dem Imperator nicht zu Dank verpflichtet sei, vergleicht er seine Laufbahn und Stellung mit denen der anderen Marschälle und fragt, was er denn vor diesen voraus gehabt habe? — Er vergißt dabei nicht mehr und nicht weniger, als daß die übrigen Marschälle seiner Zeit, mit sehr wenigen Ausnahmen, Leute waren, die Napoleon, als er zur Macht gelangte, schon in bedeutender Stellung, an der Spitze von

Armeen vorfand, während seine eigene Beförderung vom ersten Anfang an ganz und durchaus das Werk seines kaiserlichen Freundes war.

So sind denn diese auch in Frankreich trotz der veränderten Strömung der öffentlichen Meinung allgemein sehr ungünstig beurtheilten bändereichen Denkwürdigkeiten in der That sehr unzuverlässig und bedürfen einer strengen Sichtung. Glücklicher Weise hat uns der Verfasser selbst diese gar sehr erleichtert, denn das Buch ist mit einem kaum glaublichen Leichtsinn zusammengeschrieben. Marmont hat seine officielle Correspondenz als Anhang und Beleg hinzu gefügt —: offenbar ohne sie wieder durchgesehen zu haben, ehe er das that; denn seltsamer sind Erzählung und Beweise wohl noch nie zusammengefügt worden. Fast überall, wo der Text uns die Thatsachen gleichsam nur in einer freien Uebersetzung giebt — in einer sehr freien mitunter — finden wir in der Correspondenz die schlagendste Widerlegung des Textes und mittelbar Aufschluß über den wahren Hergang, sowie über die wirklichen Motive der gefaßten Entschlüsse.

Dieser Briefwechsel ist es, der dem Werk, trotz aller seiner Mängel, einen sehr großen Werth verleiht. Marmont hat, indem er ihn der Oeffentlichkeit bestimmte, sich selbst in vielen Fällen einen sehr zweideutigen, der Geschichte aber einen sehr großen Dienst geleistet.

Ueberhaupt sind die Correspondenzen, die in neuester Zeit an das Licht getreten sind, von einem Werth, der kaum zu überschätzen ist. Den Briefwechsel Napoleon's, den die französische Regierung herausgeben läßt, könnten wir hier eigentlich mit Stillschweigen übergehen, denn er hat die Periode noch nicht erreicht, die uns hier beschäftigt. So weit er bis jetzt geht, bringt er wenig von Bedeutung, das nicht schon in der früheren Ausgabe, in der Correspondance inédite zu finden wäre, und was die Folgezeit betrifft, ist es eine allerdings aufzuwerfende Frage, ob diese officielle imperialistische Ausgabe auch immer zuverlässig bleiben, und die Texte ganz treu wieder geben wird. Auch die Herausgabe der Briefe Eugen Beauharnais' ist noch nicht so weit vorgerückt, daß sie uns hier näher beschäftigen dürften. Sie enthalten gar vieles Werthvolle und Bedeutende; für die Zeit der Befreiungskriege dürfen wir vorzugsweise für den Frühjahrsfeldzug 1813 neues Material von ihnen erwarten; über den Zug

nach Rußland wohl kaum mehr als eine neue Bestätigung dessen, was wir schon wissen.

Für den Feldzug 1814 ist der Briefwechsel Joseph Buonaparte's ohne Widerrede eine der wichtigsten und reichsten Quellen, die über Napoleons Ansichten und Pläne, über die Gründe seines Thuns und Lassens vielfach Aufschluß gibt, wo er uns noch fehlte, und manchen Irrthum verbannt, der bisher gäng und gebe war. Sie führt uns unmittelbar mitten in das Leben jener bewegten Zeit; sie giebt uns gleichsam ein photographisches Bild des intellectuellen- und Willen-Lebens Napoleon's, und das ist ihr hauptsächlicher Werth.

Auf der anderen Seite wirft außer Toll's Briefwechsel besonders auch Lord Castlereagh's Correspondenz neues Licht auf das, was im Rath der Verbündeten vorging und beabsichtigt wurde, und bestätigt uns zugleich von Neuem in der Ueberzeugung, daß wir es hier großentheils mit kleinlicheren Leidenschaften und kleineren Leuten zu thun haben; — daß der Freiherr von Stein nicht so ganz Unrecht hatte, wenn er den edlen Lord selbst und so manchen seines Gleichen etwas wegwerfend „Homuncionen" nannte.

Doch es kann hier nicht die Absicht sein, alle neueren Werke über die Befreiungskriege kritisch durch zu mustern; das würde zu weit führen; so müssen wir uns denn damit begnügen, nur im Vorbeigehen noch anzudeuten, daß Radetzky's Leben von „einem österreichischen Veteranen" bei manchem Verdienst doch eigentlich nur der wenigen aber werthvollen Actenstücke wegen, die darin mitgetheilt werden, unter den Quellenschriften anzuführen ist. Die Erzählung der Begebenheiten ist etwas skizzenhaft und flüchtig, und auch nicht ganz frei von einer gewissen Befangenheit, die wir allerdings einem „österreichischen Veteranen" wohl nachsehen können, aber doch nicht vergessen dürfen bei der Benützung des Buches. Wir sind in dieser Beziehung wohl hinlänglich orientirt, wenn wir sehen, daß der Verfasser zwar sehr viel von einer Friedenspartei im Hauptquartier der Verbündeten spricht, die besonders während des Feldzugs 1814 vielfach hindernd und lähmend eingriff in die kriegerischen Operationen, dann aber die Dinge so darstellt, als hätten die Fürsten Schwarzenberg und Metternich an der Spitze der rastlos strebenden, unternehmenden Kriegspartei gestanden!

Wir wenden uns nun von der Betrachtung dieser Literatur an sich, und der Persönlichkeiten, die sich in ihr mit größeren oder geringeren Ansprüchen auf unser Vertrauen kund geben, zu dem, warum es uns hier eigentlich zu thun ist, indem wir die Summe des Gewinns zu ziehen suchen, den sie der Geschichte gebracht hat.

Er ist erfreulich, groß und von weit reichender Bedeutung. Die lange und kunstreich genährte Täuschung war zum Theil von so tief gehender Natur, daß die Wahrheit, die an ihre Stelle tritt, nicht etwa nur berichtigend, sondern umgestaltend einschreiten muß.

Selbst über die Person des außerordentlichen Mannes, der gebietend oder zum Widerstand herausfordernd, die Geschichte Europa's während der ersten fünfzehn Jahre dieses Jahrhunderts bestimmt hat, ist uns mancher neue und wichtige Aufschluß gewährt. Ja wir haben ihn eigentlich jetzt erst aus seinen eigenen Briefen vollständig kennen gelernt — und diese sprechen mit solcher Klarheit zu uns, daß ihnen gegenüber jede idealisirende Darstellung seines Wesens in Nichts verschwindet.

Wer zwei Bildnisse Napoleon's aus verschiedenen Lebensepochen, Bildnisse des republikanischen Generals und des Kaisers, neben einander sieht, wird kaum errathen — wenn er es nicht vorher weiß — daß beide die Züge Eines und desselben Menschen wieder geben; so sehr hatte dieser Mann sich in den wenigen Jahren, die ihn von dem jugendlichen zum Mannesalter hinüber führten, in seinem Aeußern verändert.

Der Gedanke liegt nahe, daß er auch in seinem Innern eine ähnliche umgestaltende Krisis erlebt haben müsse, und man bestärkt sich leicht in diesem Glauben, wenn man bemerkt, in wie merkwürdiger Weise die öffentliche Meinung sich ihm gegenüber im Laufe seines Lebens umgewandelt hat; wie viele Hoffnungen sein erstes Auftreten, den ersten Theil seiner Laufbahn freudig begrüßten, und welch' ein allgemeiner Haß sich zuletzt in dem geknechteten Frankreich wie in dem gepeinigten Europa gegen ihn erhob. Es ist natürlich genug, daß der Grund dieser Erscheinung vielfach nicht in einer Täuschung gesucht wird, der sich die hoffende Welt hingab, und aus der sie dann erwachte, sondern in einer Wandelung, die mit dem Helden selbst vorgegangen sei. Den Zeitgenossen namentlich, die alle Phasen der

herrschenden Stimmung mit durchlebt hatten, mußte diese Vorstellung nahe liegen.

So erzählt denn auch einer der bedeutendsten unserer deutschen Historiker, der ehrwürdige Schlosser, in diesem Sinn; er schildert uns den jugendlichen Helden, der aus der Revolution hervorgeht, frei von ihrem Schmutz und ihren Verbrechen, dessen ganzes Wesen von der Natur großartig angelegt war, der in jeder Weise gemacht und bestimmt schien, den Forderungen der Zeit zu ihrem Recht zu verhelfen, indem er sie zugleich mit starker Hand vor allen Verirrungen und Ausschweifungen bewahrte. Er zeigt uns, wie dieser Mann, kaum zur Herrschermacht gelangt, von den Menschen, die einer vergangenen, unreinen Zeit angehörten, von Aristokraten, Hofleuten, Absolutisten und Priestern künstlich umsponnen wurde; wie solche Menschen ihn der Einfachheit und Wahrheit, seinem eigenen Wesen und seinem Beruf entfremdeten, indem sie ihn bestimmten, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; wie Kriecherei und Schmeichelei ihn umgaben und verdarben, den despotischen Sinn, die Verachtung der Menschen, die er durchschaute, in ihm groß zogen, und seinen Geist in solchem Grade verwöhnten, daß er zuletzt gar keine Grenze seiner Willkür mehr anerkennen wollte.

Marmont scheint in seinen Denkwürdigkeiten diese Vorstellungen zu bestätigen; er sagt uns ausdrücklich, daß in Napoleon, in verschiedenen Lebensaltern, zwei ganz verschiedene Menschen auftraten. Der Eine sei herzensgut gewesen, gerecht, einer wirklichen Zuneigung fähig und großmüthig gegen seine Feinde —: der Andere von einem satanischen Hochmuth und großer Verachtung der Menschen beseelt; die Interessen der Menschheit für nichts achtend. Aber das sind Uebertreibungen, die Marmont wohl nur vorbringt, um sein eigenes sehr verändertes Verhalten gegen Napoleon zu beschönigen.

Was in diesen Vorstellungen wahres liegen mag, hat doch am Ende mehr nur eine scheinbare als wirkliche Bedeutung, denn es bezieht sich auf die untergeordneten, nebensächlichen Eigenschaften, nicht auf die Grundzüge des Charakters. Ohne Zweifel hat die Gracie der Jugend auch der Jugend Napoleons nicht gefehlt. Viele Zeugnisse bestätigen, daß er in seinen früheren Jahren sehr liebenswürdig sein konnte. Die Poesie, die reine unbefangene Begeisterung der

Jugend aber, ist ihm von jeher fremd gewesen; er scheint schon vollendet weltklug auf die Welt gekommen zu sein, als eine von jenen durchaus prosaischen, wenn auch leidenschaftlichen italienischen Naturen, denen jeder Sinn und jedes Verständniß für das Ideale fehlt.

Schon in den Tagebüchern des Artillerie-Lieutenants Napoleon Buonaparte, die Libri-Bagnano bekannt gemacht hat, und die von den Franzosen schon deshalb ignorirt werden, weil der Lieutenant seine Bemerkungen in seiner italienischen Muttersprache niedergeschrieben hatte —: schon in diesen konnte jeder sehen, wie Napoleon die französische Revolution freudig begrüßte, aber ohne alle Begeisterung — ohne entfernt die Täuschungen der Feuillants und der Girondisten, der Leute wie Schiller und Herder zu theilen, und an eine ideale Umgestaltung der gesellschaftlichen Zustände zu glauben. Er freut sich bloß, im Bewußtsein der eigenen Kraft, der trefflichen Gelegenheit, für seine Person empor zu kommen, die so große Ereignisse bringen mußten; und da er zunächst noch unbemerkt bleibt in Frankreich, führt ihn der Verdruß vorübergehend auf den Gedanken, ob er nicht in dieser Verwirrung König von Corsika werden könnte.

In den Briefen, die dann Napoleon als junger General an das Directorium richtet, um darzuthun, daß eine Republik unter Menschen und gesellschaftlichen Verhältnissen, wie die Zeit sie in Italien vorfand, unmöglich sei, zeigt sich das scharfe, nüchterne Urtheil, die Verachtung der Menschen, die ungläubige Feindseligkeit gegen alles Ideale und die Ideologen, d. h. gegen die Menschen von idealer Gesinnung, schon ganz fertig, wie es nachher in dem Imperator nicht schärfer ausgeprägt sein konnte. Die gebietende Stellung, die er gleich nach den ersten glücklichen Gefechten in Italien einnimmt, verräth, daß auch seine Herrscherplane damals schon sehr bestimmte Absicht, und daß sie lediglich Plane der Selbstsucht waren, die nur seine eigene Größe und Verherrlichung zum Zweck hatten.

Für seine Geschichte während dieser Lebenszeit treten Miots Mittheilungen neu hinzu, um so werthvoller, weil sie aus gleichzeitigen Tagebüchern hervorgegangen sind. Als Miot den General Buonaparte zu Brescia zum ersten Male sah, bemerkte er mit Erstaunen, daß dieser junge Heerführer mit den Officieren seines Stabes durchaus nicht auf dem Fuß der Vertraulichkeit stand, den republikanische

Sitte in den französischen Armeen üblich gemacht hatte; Napoleon suchte und wußte seine Umgebung schon damals in einer ehrfurchtsvoller Entfernung strenger militärischer Etikette zu halten; wie Miot sagt: er hatte schon die Stellung bezeichnet, die er einnehmen wollte, und den Abstand festgestellt, der ihn gesondert über jede Umgebung erheben sollte. Das war am 5. Juni 1796, nicht ganz zwei Monate nachdem er seine Feldherrn-Laufbahn begonnen hatte. — Ein Jahr später vollends fand Miot den siegreichen General der Republik zu Mailand schon nicht mehr von einem Hauptquartier, sondern dem Wesen nach von einem glänzenden Hof umgeben, den die strengste Etikette nach pomphafter byzantinischer Weise beherrschte. So hatte er die Sitte angenommen wie die alten Könige von Frankreich allein zu speisen, aber in gewissem Sinne öffentlich. Es wurde begünstigten Personen der Eintritt in den Speisesaal gestattet, wo sie zusehen durften, wie er aß. In allem Wesentlichen verfuhr er sehr willkürlich, ohne sich viel um das Directorium, die höchste Behörde Frankreichs, zu kümmern; „er war schon nicht mehr ein General der Republik, sondern ein Eroberer für eigene Rechnung, der dem Besiegten Gesetze gab.“

Und welche Plane verrieth er damals schon im Gespräch mit Miot und dem nachherigen Herzog Melzi! „Glaubt ihr denn,“ rief er aus, „daß ich in Italien Siege erkämpfe, um die Advokaten im Directorium groß zu machen, oder solche Leute wie Carnot und Barras? — Oder um eine Republik zu gründen? — Welch eine Chimäre! eine Republik von dreißig Millionen Menschen, mit unseren Sitten und unseren Lastern!“ — Daß ein Staat zu etwas anderem da sein könnte, als die Selbstsucht der Machthaber zu befriedigen, das war für ihn von Anfang an eine abenteuerliche und leere Vorstellung verschrobener Ideologen, und er war entschlossen, für sich selbst zu arbeiten, nicht für Machthaber, zu denen er nicht gehörte. Mit Stolz verwies er auf sein Heer; schon habe der Sieg den französischen Soldaten seinem wahren Wesen zurückgegeben; Er, der Feldherr, sei Alles für den Soldaten; das Directorium solle nur versuchen, ihm den Oberbefehl zu nehmen, und es werde sehen, wer Herr sei! — Das französische Volk bedürfe eines ruhmgekrönten Herrn und der Befriedigung seiner Eitelkeit, nicht aber schöner Reden der Ideologen, von denen es nichts

begreife, und noch weniger der Freiheit; man gebe ihm ein Spielzeug; das genüge!"

Danach war es kaum noch nöthig, daß er hinzufügte, auch die Rückkehr der Bourbons wolle er nicht fördern; für jetzt müsse man daher mit der republikanischen Partei Hand in Hand gehen, und dann mit dürren Worten erklärte: "ich will allerdings dereinst die republikanische Partei schwächen, aber ich will, daß dieß zu meinem Vortheil geschieht, nicht zum Vortheil der alten Dynastie."

In diesen Worten sprach er die Gründe seines Verhaltens am 18. Fructidor aus; seiner Parteinahme für die schlechteste Art Republikaner gegen die Royalisten. Zur Zeit — 1797 — ging sein Streben dahin, den Präliminar-Frieden von Leoben nicht in einen definitiven verwandeln zu lassen, den Krieg gegen Oesterreich wieder aufzunehmen, und ganz gegen den Wunsch und Willen des Directoriums den Papst nach Möglichkeit zu schonen: denn in Papst und Klerisei sah er schon damals seine künftigen Verbündeten; die Werkzeuge, die seine Zwecke fördern sollten.

Es läßt sich demnach kaum etwas unwahreres sagen, als daß die Männer der alten Zeit, Aristokraten, Pfaffen und Absolutisten sich an ihn gedrängt und das unbefangene Gemüth des jugendlichen Helden nach und nach umsponnen hätten, um ihn für ihre Weltanschauung und Grundsätze zu gewinnen. Er war es vielmehr, der von freien Stücken diese Leute aufsuchte und an sich zu ziehen suchte; — nur die Ideologen, die Freisinnigen waren von jeher der Gegenstand seines unversöhnlichen Hasses —: in den Anhängern der alten Zeit sah er seine natürlichen Freunde; ihre Grundsätze waren ihm sympatisch, soweit sie einen unbedingten Despotismus begünstigten; nur sollten sie in ihm, nicht in den Prinzen einer anderen Dynastie, ihr Oberhaupt verehren.

So geht Ein Grundzug folgerichtig durch sein ganzes Leben, und es ist keine andere Wandelung in ihm vorgegangen, als eine gewisse Steigerung der vorherrschenden Eigenschaften seines Charakters, wie sie die Reife des weiter vorgerückten Mannesalters und die Gewohnheit, eine despotische Macht zu üben, naturgemäß mit sich brachten. Manches freilich wurde Carricatur. So hatte er schon in seiner Jugend selbst den leisesten Widerspruch nur dann ertragen können, wenn

er mußte, und selbst dann nur mit der äußersten Ungeduld; als Kaiser mußte er nie, und da ertrug er ihn zuletzt auch in Beziehung auf die Vorstellung nicht mehr, die er sich von der Lage der Dinge gemacht hatte.

In einer Beziehung besonders macht sich diese Steigerung in eigenthümlicher Weise geltend —: in der Spieler-Leidenschaftlichkeit, mit der er zuletzt den Krieg führte. Es läßt sich nachweisen, daß viele tüchtige Krieger zugleich leidenschaftliche Spieler waren, und das ist auch wohl zu erklären: die Freude an dem Wagniß kann zu dem Einen wie zu dem Anderen machen. Bei Napoleon hatte offenbar die Spieler-Leidenschaft sich im Kriege selbst und ausschließlich concentrirt. Sie gestattete ihm nicht, sich, als das Spiel unglücklich ging, besonnen mit einem mäßigen Verlust heraus zu ziehen; es trieb ihn vielmehr wie den verblendeten Spieler, selbst gegen Vernunft und Berechnung Alles, bis auf seinen letzten Einsatz zu wagen, um seinen ganzen Verlust zurück und darüber hinaus einen neuen Gewinn zu erlangen. Weniger konnte ihm nicht genügen. So forderte er selbst seinen gänzlichen Untergang heraus, den seine Gegner theils nicht den Muth hatten zu wollen, theils, wie die österreichische Regierung, aus überfein intriguirender Klugheit nicht wollten.

Welchen Gewinn dann die neueren Quellenwerke und Forschungen in Beziehung auf eine erweiterte und berichtigte Einsicht in den Gang der Ereignisse überhaupt gebracht haben, davon werden wir uns wohl am leichtesten Rechenschaft geben, wenn wir das Bild der einzelnen Feldzüge dieser Periode nach der bisher geltenden Erzählung und in ihrer jetzigen, veränderten Gestalt, in leichten Umrissen neben einander stellen.

Da bemerken wir zunächst, daß in Beziehung auf den Zug nach Rußland, was die Führung des Krieges von Seiten Napoleon's betrifft und die Geschichte der französischen Armee, verhältnißmäßig am wenigsten zu wünschen blieb. Chambray hatte bereits die Hauptzüge festgestellt. Leuten, wie Gourgaud und Fain, die der Evidenz zum Trotz fortfuhren, ihren Helden auch hier als unfehlbar und untadelhaft darzustellen, selbst nachdem der Beweis des Gegentheils geführt war, konnte natürlich nicht geholfen werden; denn ihnen war es nicht um die Wahrheit zu thun, sondern darum, die Interessen der Napoleoniden

durch Täuschung zu fördern; und ist schon eine wirkliche, leidenschaftlich aufgeregte Stimmung nicht leicht zu überzeugen, so ist es eine vorsätzliche, gemachte Leidenschaftlichkeit noch weniger. Daß ihre handgreiflich unwahren Darstellungen neben den wahrhafteren Berichten eines Chambray und Gouvion St. Cyr namentlich in der französischen Historiographie ihre Stelle behaupteten, beweist nur, was wir schon oben andeuteten: daß nämlich die ernste Forschung, damit ihre Ergebnisse fruchtbar werden können, auch eines Publikums bedarf, das geneigt ist, sie zu hören, anstatt sie mit blinder Leidenschaftlichkeit abzuweisen. — Auch wurden die dreisten Behauptungen dieser Leute durch die St. Helena-Literatur immer wieder von Neuem bestätigt. Was dem Geschichtschreiber in Beziehung auf diesen Theil seiner Aufgabe oblag, war, durch eine kritische Sichtung des bekannt gewordenen Materials die Wahrheit in ihr vielfach bestrittenes Recht einzusetzen, die Lüge und ihre geräuschvollen Ansprüche zu beseitigen.

Anders verhielt sich die Sache in Beziehung auf die Geschichte der russischen Armee, über welche die Wahrheit großentheils noch gar nicht zu Tage gekommen war. Selbst über den Operationsplan, darüber, wie der Kaiser Alexander und seine strategischen Rathgeber sich die Vertheidigung des Reichs gedacht und sie eingeleitet hatten, war man durchaus im Zweifel. Die mehr oder weniger officiellen russischen Schriftsteller durften freilich nicht die Fabel erzählen, daß man mit Absicht den Feind durch einen wohl berechneten Rückzug tief in das Innere des Reichs zu locken suchte, auf daß er dort erschöpft im rauhen Winter seinen Untergang finde, den man mit prophetischem Geist voraussah; denn wie konnte der „rechtgläubige Kaiser“ das „heilige“ Moskau dem Feinde und dem Untergange mit Absicht und Berechnung Preis gegeben haben! — Aber eben so wenig durften diese Schriftsteller den wirklichen Operationsplan in der ganzen Blöße seiner dürftigen Anlage zeigen. Buturlin schwieg ganz über diesen Gegenstand; Danilewski ging weiter, und war dreist genug zu behaupten, es sei überhaupt gar kein Operationsplan entworfen worden; man sei den kommenden Dingen ganz ohne Plan entgegen gegangen, mit dem einfachen Vorsatz, „sich nach den Unternehmungen des Feindes“ zu richten, — wie das im Vertheidigungskriege nicht anders sein könne, — wunderbarer Weise ohne sich auch nur die Frage vorzulegen,

was der Feind möglicher Weise unternehmen könne, was er am wahrscheinlichsten unternehmen werde. Der Kaiser Alexander und seine Feldherren wären demnach mit der Seelenruhe der Gedankenlosigkeit, wie man es nehmen will, auf Alles und Jedes oder auf gar Nichts vorbereitet gewesen.

Aber eben weil dieses Schweigen offenbar ein Verschweigen war, konnte jene Fabel sich daneben in einer gewissen Geltung behaupten. Sie war schon früh, als kaum noch die Heere Napoleons über die Gränze des russischen Reichs zurückgedrängt waren, in lobpreisenden Gelegenheitsschriften zu Tage gekommen, und bis auf die neueste Zeit herab erhoben sich gelegentlich Stimmen, die sie ausdrücklich vertheidigen wollten. In diesem Sinne trat noch zuletzt der Feldmarschall Müffling auf, der gern seinen Freund Knesebeck für den eigentlichen Urheber dieses weisen Planes ausgegeben hätte. Da aber doch die Thatsachen theilweise der Behauptung widersprechen, blieb man vielfach bei einer Art von mittlerer Ansicht stehen, der zu Folge der Rückzug zwar im Plan lag, aber nicht folgerichtig, nicht ohne Schwankungen zur Ausführung kam, weil der Plan den untergeordneten Führern des russischen Heeres gegenüber nicht ausgesprochen und eingestanden werden durfte, und der Widerspruch der Generale dann Veranlassung gab, dem angeblichen Grundgedanken des Kriegs zeitweise untreu zu werden.

Jetzt aber sind diese Irrthümer wohl beseitigt, denn es ist erwiesen, daß zwar allerdings außerhalb Rußlands Scharnhorst und seine Geistesverwandten — vielleicht auch Knesebeck — den Gedanken gefaßt hatten, daß in den räumlichen Verhältnissen, in der ungeheueren Ausdehnung des Reichs, die besten Mittel der Vertheidigung Rußlands gegeben seien, und diesem Gedanken auch in Petersburg Eingang zu verschaffen suchten —, daß sie aber bei dem Kaiser Alexander und seinen Vertrauten kein Gehör fanden. Der General Phull, der den Operationsplan entworfen hatte, und die russischen Heere im Ganzen leiten sollte, scheint zur Zeit gar nicht davon gehört zu haben. Auch hatte er durchaus kein Verständniß für dergleichen, und verwarf den Gedanken an einen Rückzug in das Innere, als er ihm durch Clausewitz später an die Hand gegeben wurde, einfach als eine Uebertreibung.

Mit einer Armee, die viel zu schwach war, um solcher Aufgabe zu genügen, da sie an Zahl den gewaltigen Massen, die Napoleon heranwälzte, kaum zur Hälfte gleich kam, hofften der Kaiser Alexander und sein Phull, die feindliche Heeresmacht schon an der Grenze des eigentlichen, alten Rußlands, an dem Boden, den die Düna, die Beresina und der Dniepr bilden, aufzuhalten. Nur verhältnißmässig wenige Märsche, bis an diese Stromlinie sollte die russische Hauptarmee unter Barclay zurückweichen in das verschanzte Lager bei Drissa, das in Phull's Vorstellung unangreifbar war. Diese Schanzen sollten die Fluthen der Invasion stemmen; an ihnen sollte sich der Angriff Napoleon's brechen, während eine zweite russische Armee unter Bagration, nicht 40,000 Mann stark und einem solchen Feinde gegenüber ganz ohnmächtig, in dessen Flanke und Rücken seine Verbindungen bedrohen, und als das active Element in diesem Vertheidigungs-System, durch dergleichen endlich den Rückzug des Feindes herbeiführen sollte. Wie die Sache wirklich stand, ging sie ohne Zweifel ihrem Untergang unmittelbar entgegen, wenn sie es auch nur versuchte, diese Aufgabe der durchaus überwältigenden Uebermacht des Feindes gegenüber zu lösen. — Eine dritte russische Armee unter Tormassow sollte ein untergeordnetes Kriegstheater, das südliche Rußland, gegen einen besonderen Angriff, den man dorthin erwartete, selbstständig vertheidigen.

Besseres als diese kleinlichen Combinationen, die auf einer beschränkten Theorie beruhten und im Vergleich mit der Großartigkeit der obwaltenden Verhältnisse, mit der colossalen Macht dieses Angriffs in der dürftigsten Weise ungenügend erscheinen, wußte Phull nicht. Er dachte dabei an Friedrich's des Großen Lager bei Bunzelwitz im siebenjährigen Kriege, und glaubte dieses in einer ganz anderen weltgeschichtlichen Lage so genau nachahmen zu müssen, daß neben Drissa Dünaburg zur Festung werden sollte, um in diesem System die Stelle auszufüllen, die Schweidnitz neben dem Bunzelwitzer Lager einnahm. Dem Kaiser Alexander, der ein wirkliches Urtheil in militärischen Dingen nicht hatte, sagte der Plan zu, weil so eben die Linien von Torres-Vedras in Portugal einem glücklichen Vertheidigungs-Feldzug zur Stütze gedient hatten — nämlich einem nur mäßig überlegenen Feinde gegenüber, und gestützt auf das Meer, das jede Umgehung un-

möglich machte, bei Driſſa aber zuſammt der mächtigen, ſeebeherrſchenden engliſchen Flotte fehlte.

Die ruſſiſchen Generale, die den Operationsplan ausführen ſollten, widerſprachen ihm auf das Lebhafteſte, Barclay gleich den Anderen. Noch mehr im Irrthum als ſelbſt der Kaiſer, über den Gegner, die Uebermacht, mit denen ſie ringen ſollten, wollten ſie nicht ohne Kampf weichen, und verlangten, daß man die Entſcheidung ſofort in den erſten Tagen des Feldzugs in einer Hauptſchlacht herausfordere. Der Kaiſer Alexander gerieth in Schwanken und Zweifel, die Frage, ob man nicht bei Wilna eine Schlacht wagen ſolle, kam wenigſtens zur Erörterung — doch blieb es endlich bei dem Rückzug nach Driſſa und dem Gedanken, dort ſtandhaft auszuharren gegen die Angriffe des Feindes, eigentlich blos weil kein anderer Vorſchlag überzeugend durchdrang und alles Andere noch bedenklicher ſchien. Eile ſchien ſogar nöthig, weil Napoleon's Angriff überraſchend eingriff von einer Seite her, wo man ihn nicht erwartet hatte. Die Aufſtellung der ruſſiſchen Armee war gegen Grodno und Bialyſtok gewendet; von dorther erwartete man das Andringen des Feindes, Napoleon aber ging weiter nordwärts bei Kowno über den Niemen und ſchien die Rückzugslinie von Wilna nach Driſſa zu bedrohen.

Dorthin, in das verſchanzte Lager, folgten die ruſſiſchen Generale mit Widerſtreben dem Befehle ihres Kaiſers — aber an Ort und Stelle wurde dem Kaiſer durch viele vereinte Stimmen klar gemacht, daß dies Lager und das ganze Vertheidigungs-Syſtem unhaltbar ſei; das Bewußtſein, daß die Entſcheidung unmittelbar bevorſtand und gewagt werden mußte, wenn man bei den bisherigen Planen beharren wolle, mag beigetragen haben, ihn zu beſtimmen; denn gar oft geſchieht es, daß man auszuweichen ſucht in dem Augenblick, wo der Entſchluß zur That werden ſoll.

Dem Kaiſer Alexander war aber klar geworden, daß alle bisherigen Anſtalten und Rüſtungen überhaupt dieſem Feinde gegenüber nicht genügten. Er eilte in die Hauptſtädte des Reichs, neue erweiterte Rüſtungen, die Bildung der Milizen zu betreiben, den Krieg zu einem Nationalkrieg zu geſtalten. Phull war beſeitigt, Barclay ſollte das Heer führen, aber ohne daß der Kaiſer ſich entſchließen konnte, die älteren Generale kurz und bündig unter deſſen Befehle zu ſtellen,

und während der maßgebende Grundgedanke des ursprünglichen Plans darin lag, daß die beiden Heere unter Barclay und Bagration getrennt und selbstständig operiren sollten, beschloß man jetzt vor allen Dingen, diese beiden Armeen, deren jede für sich viel zu schwach schien, zu vereinigen — und die Vereinigung konnte natürlich nur weiter rückwärts gesucht werden.

Weit entfernt, daß der Rückzug in das Innere Plan gewesen wäre, gelangte man umgekehrt nur dadurch, daß der erste Plan aufgegeben wurde, zufällig in die Bahn, die nach und nach bis unter die Mauern der alten Hauptstadt des Reichs zurückführte, und zwar immer ohne daß man es beabsichtigt hätte. Denn auch jetzt noch war nicht der Rückzug an sich, sondern die Vereinigung der beiden russischen Armeen Zweck, der Rückzug das Mittel dazu. So wie die Vereinigung erfolgt war, die bei Smolensk gelang, sollte die Entscheidungsschlacht geliefert werden; darüber war Alles einig. Es erregte fast einen Aufstand unter den russischen Generalen, daß Barclay hier im letzten Augenblick dem Entscheidungskampfe unter sehr ungünstigen Bedingungen auswich. Von dem Großfürsten Constantin dazu angestiftet, waren sie auf dem Punkt, den Gehorsam zu verweigern, und um seine Autorität herzustellen, mußte Barclay den Großfürsten vom Heere verbannen.

Doch das nächste günstige Schlachtfeld sollte nun bestimmt der Schauplatz der Entscheidung werden; man kam, ja man taumelte immer weiter rückwärts, indem man es suchte, und die Intriguen Benigsen's, Bagration's, Yermolow's alle Entwürfe Barclay's durchkreuzten. Bagration verwarf die Stellungen, die Barclay wählte, und schlug dann selbst ganz unhaltbare vor. So wurde von diesen Leuten eine Schlacht laut gefordert und zugleich hintertrieben, während sie alle einstimmig bei dem Kaiser den Rückzug als ein Werk des Hochverraths und Barclay als Verräther anklagten.

Der Kaiser Alexander mußte bald der öffentlichen Meinung nachgeben, und an die Stelle des redlichen Barclay trat Kutusow, ein listiger, verschlagener, aber altersschwacher Greis, von niedrigem und unsauberem Charakter, dem eigentlich nichts ernstlich am Herzen lag, als sein persönliches Interesse. — Er mußte die Schlacht bei Borodino liefern, die in dem Augenblicke eine arge Thorheit war — denn

schon begann die Macht des Raums als Element der Vertheidigung sich geltend zu machen; die französische Uebermacht verlor sich darin, und begann zu schwinden durch die täglichen Verluste, die Anstrengungen und Krankheiten herbeiführten, und durch die Besatzungen und Entsendungen, die auf dieser endlos sich ausdehnenden Operationslinie nothwendig wurden, die Schlacht dagegen stellte die Entscheidung des ganzen Feldzuges vor der Zeit wieder auf die Spitze des Schwertes, wo es Napoleon's Interesse war, sie zu suchen.

Indessen, die alte Hauptstadt des Reichs konnte nicht ohne Kampf preisgegeben werden; die Schlacht wurde geschlagen und ging für die Russen verloren. Die Fabeln, denen zu Folge das nicht eigentlich der Fall gewesen sein soll, die Russen, wie Buturlin sich ausdrückt, nur „die Außenwerke ihrer Stellung" verloren, die Stellung selbst aber, auch die des linken Flügels, behauptet hätten, sind nach den Zeugnissen russischer Generale, vor allen Barclay's, die in Toll's Leben beigebracht sind, wohl für immer beseitigt. Die Stellung des linken Flügels ging vollständig verloren, und die sogenannte zweite Armee, die sie vertheidigt hatte, war unmittelbar nach der Schlacht der gänzlichen Auflösung nahe.

Russische Schriftsteller haben es dann auch zu verbergen oder, wie Danilewsky, sogar ausdrücklich zu leugnen gesucht, daß Kutusow die verlorne Schlacht mit unerhörter Dreistigkeit selbst seinem Kaiser gegenüber für einen Sieg ausgab, aber es ist nun erwiesen, daß die Unverschämtheit des alten Ränkeschmieds in der That noch sehr viel weiter ging, als man nach Clausewitz und aller frühern Andeutungen glauben durfte. Der Kaiser Alexander war durch Kutusow's Berichte so vollständig getäuscht, daß er überzeugt war, Napoleon müsse, besiegt in der Schlacht, unmittelbar nach derselben den Rückzug nach dem Dniepr und der Weichsel antreten, und in diesem Glauben von seinen Cabinets-Strategen den bekannten Plan entwerfen ließ, demzufolge Napoleon's Heer auf diesem Rückzug schon im Anfang des Oktobers an der Beresina vernichtet werden sollte. Um nicht zu verrathen, auf welche Voraussetzungen hin dieser Plan entworfen war, mußten Buturlin und Danilewsky den Theil desselben, der sich auf die Hauptarmee unter Kutusow bezieht, gänzlich verschweigen; ein

Umstand, der bis auf die neueste Zeit herab seltsamer Weise niemanden aufgefallen war.

Alexander war auf das äußerste überrascht und erstaunt, als nach diesem angeblichen Sieg Moskau in Feindes Hand fiel, und mehr noch entrüstet über die dreiste Unwahrheit des alten Kutusow, den er eben erst als Helden gefeiert und belohnt hatte.

Napoleon war Herr der alten Czarenstadt, aus der alle Einwohner entflohen, nicht aus stolzer Vaterlandsliebe, wie russische Schriftsteller rühmend vorgeben, sondern, in der Erinnerung an die Heereszüge vergangener Zeiten, ganz einfach aus Furcht, wie einst die Vorfahren vor den sengenden, brennenden und mordenden Polen und Tartaren flohen. Die Stadt ging in Flammen auf; Napoleon sah das ganze Unternehmen verfehlt und sich selbst am Rande des Schiffbruchs. Er hatte sich in Beziehung auf den persönlichen Charakter des Kaisers Alexander verrechnet, der nicht, wie er hoffte, betäubt durch den Verlust einer Schlacht und der alten Krönungsstadt, einen übereilten Frieden schloß. Zu seinem Unheil wußte der Heeresfürst Frankreich's sich nicht schnell zu fassen, sich nicht zu gestehen, daß der Zug seinen Zweck verfehlt habe, und sich nicht darin zu finden. Er säumte und zauderte in Moskau, außer Stande, weiter etwas zu unternehmen, und doch nicht gesinnt, verloren zu geben, was verloren war; er wartete auf die gewünschte Friedensbotschaft, als längst einleuchtend war, daß sie nicht kommen würde; er that sogar selbst Schritte, Unterhandlungen herbeizuführen, sah, daß sie vollkommen unbeachtet blieben, sogar sehr entschieden zurückgewiesen wurden, und zauderte auch dann noch in Moskau. So ließ er in verderblicher Verblendung die drohende Jahreszeit heran rücken, die seinen Rückzug doppelt bedenklich machen mußte; er ließ dem russischen Heer Zeit, sich neu zu bilden, so daß es ihm auf diesem Rückzug gefährlich werden konnte, was es unmittelbar nach dem Tage von Borodino, und noch ein Paar Wochen nachher, nur in geringem Grad gewesen wäre.

Man hat sein Zögern durch eine Fabel erklären wollen, die nebenher der List des alten Kutusow zur Ehre gereichen soll. Kutusow, heißt es, habe angebliche Berichte an seinen Kaiser geschmiedet, darin die Lage der Dinge als hoffnungslose geschildert, dringend zum Frieden gerathen, und diese Berichte in die Hände der Franzosen fallen lassen.

So habe er künstlich die Täuschung genährt, in der Napoleon lebte, und ihn klug verleitet, bis in die späte Jahreszeit hinein zu zaudern! Es wäre kaum ein Beweis von Scharfsinn, wenn Napoleon sich durch eine so plump angelegte List täuschen ließ, — aber dem ist nicht so. Kutusow war weit entfernt, von dem längeren Verweilen der Franzosen ihren Untergang zu erwarten; er war zu einem so klaren Verständniß der Sachlage nicht gelangt, und besorgte vielmehr neue Angriffe Napoleons, neue Unternehmungen, die auf den fruchtbaren Süden des Reichs gerichtet wären. Und selbst wenn er klarer gesehen hätte, würde er nichts gethan haben, den Rückzug der Franzosen zu verzögern. Der Kaiser Alexander wünschte Moskau vom Feinde befreit zu sehen, und forderte Thaten von seinem Heer in Briefen an den Feldherrn, die Unwillen und Entrüstung deutlich genug aussprachen. Kutusow's Kleinmuth, seine Furcht vor Napoleon, die sich von Austerlitz herschrieb und seit Borodino gesteigert war, ließ es zwar zu Thaten nicht kommen, aber er verstand seinen Kaiser, und besorgt um seine persönlichen Interessen, die für ihn stets maaßgebend blieben, wünschte er nichts sehnlicher, als die Franzosen je eher je lieber abziehen zu sehen.

Was Napoleon in Moskau festhielt, war ein Wahn, den er sich lediglich selbst geschaffen hatte.

Napoleon trat endlich seinen furchtbaren Rückzug an, suchte sich durch den Süden Rußlands eine neue Bahn zu brechen, und wich vor dem ersten Widerstand, den er fand, zurück auf die verödete Straße, die er gekommen war, auf den Weg, wo sein Heer den Untergang finden mußte und fand! — Wie unwahr, wenn die Franzosen immer wiederholen, nur die Elemente hätten sie besiegt, nur der Frost, ein unerhört früher und strenger Winter sei ihnen verderblich geworden, sonst hätten sie sich siegreich am Dniepr behaupten können! Der Herbst des Jahres 1812 war ungewöhnlich lang und milde, und als endlich, spät, ein zunächst mäßiges Frostwetter eintrat, war der größte Theil der Armee schon durch Hunger und namenloses Elend vernichtet; die grimmige Noth hatte bereits fast in allen Heereskörpern die Bande der Disciplin gelöst; der Frost fand nur geringe und beklagenswerthe Heerestrümmer vor, denen er verderblich werden konnte.

Freilich hatte auch der zagende, altersschwache Kutusow den un-

geheuern Erfolg nicht verdient, der ihm zufiel. Anstatt in dem weichenden Feind die sichere Beute zu erkennen, war er ängstlich bemüht, Kaluga, das er in Gefahr glaubte, und den Süden zu decken; auf Abwehr bedacht, die wo möglich ohne eigentlichen Kampf gelingen sollte, und diese Sorge ließ ihn zunächst weit hinter dem Feinde zurückbleiben. Auch später half es wenig, daß sein General-Quartiermeister Toll ihn und das russische Heer auf die entscheidenden Punkte führte, und Napoleon's Armee gleichsam in seine Hand gab. Kutusow's Kleinmuth blieb unbesiegbar, er wagte bei Krasnoi wie bei Wiäsma nicht an den unfehlbaren Sieg zu glauben, und bebte im letzten Augenblicke zurück vor dem Kampf. Zuletzt bewog ihn der bedenkliche Zustand seiner eigenen Armee ganz von der Verfolgung abzulassen und den Feind aus dem Auge zu verlieren — und die Fehler, das schwankende Benehmen der Generale, welche die russischen Seitenheere führten, Wittgenstein's und Tschitschagow's, machten es möglich, daß Napoleon an der Beresina, wo der Eine ihm zuvorgekommen war, der Andere auch bald eintraf, mit den elendesten Trümmern eines untergegangenen Heeres noch eine Art von Sieg über diese letzten Verfolger davon tragen konnte.

Napolens Heer war in grauenhafter Weise vernichtet. Aber was sich davon einzeln fliehend rettete, bestand meist aus Offizieren und Unteroffizieren; ein Umstand, der die Bildung eines neuen Heeres möglich machte.

Wie viel ist — und mit Recht — von dem Untergang dieses schönsten und mächtigsten Heeres, das die Welt je gesehen hatte, gesprochen worden! — Ein anderes Ergebniß des berühmten Feldzugs, das auch einen sehr großen und weit reichenden Einfluß auf die Schicksale Europa's geübt hat, ist daneben bis auf die neueste Zeit herab fast ganz unbeachtet geblieben, der Umstand nämlich, daß der Feldzug von 1812, so wie er geführt wurde, auch die russische Armee dem Untergang, einer gänzlichen Auflösung nahe gebracht hatte. Es waren eigentlich nur sehr geringe, wenn auch geordnete Reste davon übrig; nur die Rahmen zu Bataillonen und Regimentern. Von 210,000 Mann, die, alle Verstärkungen und Ersatzmannschaften mitgerechnet, bei der Hauptarmee unter Kutusow zur Verwendung kamen, waren nur 40,000 übrig, als dies Heer im Dezember in Wilna einzog, und

die Seitenheere waren in einem ähnlichen Zustande. In den allgemeinen Culturverhältnissen aber lag, daß Napoleon, Herr des Westens, viel leichter und schneller ein neues Heer schaffen konnte, als Rußland sein zerrüttetes wieder herzustellen vermochte. Wenn wir nicht irren, sind diese Verhältnisse in Toll's Leben zum erstenmal mit dem gehörigen Nachdruck zur Sprache gebracht worden.

Zunächst mußten die Folgen dieser bedenklichen Ergebnisse des Krieges sich dadurch fühlbar machen, daß trotz des unerhörten Erfolges durch diesen ersten Feldzug selbst für Rußland's eigenste und allernächste Zwecke noch so gut wie nichts entschieden war; Rußlands Gewinn war in gewissem Sinne nur ein scheinbarer, denn es fehlten die Mittel, ihn sicher zu stellen. Weit entfernt, den Krieg weiter über die Weichsel, an die Oder und Elbe tragen zu können, wenn sich nicht Preußen gegen Napoleon erhob, Oesterreich wenigstens vom Kampfe abließ, hatten die Russen in der That keine Aussicht, sich auch nur in Polen zu behaupten, sobald Napoleon im Frühjahr mit seiner neugeschaffenen Armee von zweimalhunderttausend Mann ihnen gegenüber im Felde erschien. In der Verfassung, in welcher die Streitkräfte Rußlands noch Ende Mai 1813 waren, durften sie, auf sich selbst angewiesen, nicht wagen, an der Weichsel einen ernsten Widerstand auch nur zu versuchen.

Zum Glück für Rußland wie für Deutschland griff Preußen zu den Waffen, und veränderte dadurch die allgemeine Lage. Die Russen aber gehen über die Wahrheit hinaus, wenn sie sich als Befreier Deutschlands hinstellen, und die Dinge darstellen, als hätten sie, nachdem der besondere Zweck Rußlands, die Vertheidigung des eigenen Herdes und die Eroberung von Polen vollständig erreicht war, den Kampf in uneigennütziger Großmuth lediglich für die Interessen Deutschlands fortgesetzt. Die Dienste, die man einander leistete, waren gegenseitige, und wogen einander auf. Preußens Wagniß war groß und kühn, als es sich mit Streitkräften, die großentheils erst geschaffen werden sollten, Rußland anschloß, das in dem Augenblick nur über schwache Heeresreste gebot.

Oesterreich war nicht geneigt, ähnliches zu wagen. Daß der Kaiser Franz und Metternich sich nicht durch deutsch-patriotische Begeisterung hinreissen ließen, lag in der Natur der Sache. Diese auf-

lodernde Begeisterung, die von einem deutschen Volk, von dessen Rechten und Interessen sprach, war für das Wiener Cabinet im Gegentheil ein Grund mehr, mit kluger Berechnung die weiteren Ereignisse abzuwarten, ehe man sich entschied; denn sie drohte Metternich's byzantinische Weltordnung zu erschüttern, in der es nicht Interessen der Völker, sondern nur Interessen der Regierungen, und keine Nationen, sondern nur Unterthanen geben durfte. Diese „jakobinischen“ Elemente, über die der Fürst Metternich sich sehr schneidend und wegwerfend äußerte, mußten sogar vor allen Dingen beseitigt werden, ehe man sich auf etwas einließ.

Oesterreich ließ um sich werben; welche der Parteien den höchsten Preis bot für ein Bündniß, der trat Oesterreich bei, eine Rolle, die sich schwerlich durchführen ließ, wenn die Streitkräfte Rußlands nicht in dem Grade zerrüttet waren, daß ihre Wiederherstellung im Laufe des Krieges nur sehr unvollständig gelang.

So wirkte das Unheil, das auch sie 1812 betroffen hatte, fort und fort in weite Ferne. War das russische Heer aus diesem ersten Feldzug besser erhalten hervorgegangen, dann war Oesterreichs Beitritt zu dem Bunde Preußens und Rußlands nicht unentbehrlich; das Wiener Cabinet durfte dann nicht einen so hohen Preis darauf setzen; es mußte sich wahrscheinlich dem Bündniß auf die Bedingungen anschließen, die ihm geboten wurden, anstatt sie selbst vorschreiben zu können, und der Bund gegen Napoleon war nicht genöthigt, in die Bahnen der Meternichischen Politik einzulenken.

Einstweilen besiegte Napoleon im Frühjahrsfeldzug 1813 die ungenügenden Streitkräfte, die ihm bei Lützen und Bautzen entgegen geführt wurden, wenn auch mühsam, durch eine außer allem Verhältniß überlegene Zahl. Auch die Führung von Seite der Verbündeten ließ viel zu wünschen; zwar der ganz unbehülfliche von dem bösesten Willen beseelte Kutusow war gestorben, aber auch Wittgenstein, der an seine Stelle trat, war, selbst von Diebitsch geleitet, seiner Aufgabe nicht gewachsen, und man ließ ihn nicht einmal frei walten. Der Kaiser Alexander leitete eigentlich selbst das Ganze, bald von Diesem, bald von Jenem berathen, in ungenügender Dilettanten-Weise.

Napoleon schloß, nach diesen Siegen, zu seinem Verderben, den Waffenstillstand von Poischwitz, in dem Augenblicke, wo die russischen

Generale auf dem Punkt standen, die Preußen ihrem Schicksale zu überlassen, um weiter rückwärts, an der Weichsel, wie sie thöricht genug wähnten, außer Berührung mit dem Feinde, ihre Armee wieder herzustellen — und nun folgte auf eine Periode eifriger Rüstungen und seltsamer Unterhandlungen, mit denen es Niemanden Ernst war, als dem Wiener Cabinet, die Zeit gewaltiger Kämpfe, in die auch Oesterreich thätig eingriff, — der großartige Herbstfeldzug von 1813, dem kaum irgend ein anderer gleich zu stellen ist.

Die Geschichte dieses Zeitraumes hat zwar noch immer einzelne Lücken, über die wichtigsten Fragen aber hat die neueste Literatur hinreichendes Licht verbreitet, so daß jetzt die Bedingungen des Kampfes sowohl als die Elemente, aus denen der ruhmreiche Erfolg hervorging, im Ganzen und Großen hinreichend aufgeklärt sind.

Ueber drei Punkte vor Allen haben uns diese neueren geschichtlichen Werke in abschließender Weise belehrt, nämlich über den Inhalt der Friedensvorschläge, die Oesterreich vertreten wollte, über die Streitkräfte, welche beide Parteien in das Feld brachten, und über die Entstehung des bekannten Trachenberger Operationsplanes. Es bedarf der Bemerkung nicht, wie wichtig die Verhältnisse sind, deren Geschichte wir somit als vollendet betrachten dürfen.

Die Friedensbedingungen, die Oesterreich vorschlug und für die es einstehen wollte — ursprünglich auch gegen Preußen und Rußland, wenn sie von Napoleon angenommen, von diesen Mächten aber abgelehnt wurden — beschränkten sich auf ein ungemein bescheidenes Maß von Forderungen. In dem zu Reichenbach geschlossenen Vertrag, durch den zuerst Oesterreich bestimmte Verpflichtungen gegen die Verbündeten übernahm, machte sich das Wiener Cabinet anheischig, von Napoleon die 1809 abgetretenen illyrischen Provinzen und Triest für sich selbst, das Herzogthum Warschau für Rußland, Preußen und Oesterreich zusammen zu fordern — weiter nichts!

Preußen nur durch Danzig und ein Stück von Polen in nicht wünschenswerther Weise nach einem Maßstab vergrößert, der es nicht einmal zu einer Macht zweiten Ranges gemacht hätte, sollte nach diesen Vorschlägen nur bis an die Elbe reichen, und selbst Magdeburg nicht wiedererhalten! — Nur die unmittelbare Herrschaft über die Länder, die er als „32. Militärdivision“ in Besitz genommen hatte,

d. h. über die Hanseſtädte und nördlichen Küſtenſtriche Deutſchlands, ſollte Napoleon aufgeben; das Königreich Weſtphalen unter dem Scepter ſeines Bruders, und das Großherzogthum Berg, deſſen Fürſt damals der unmündige Prinz Napoleon Louis war, ſollten mitten in Deutſchland fortbeſtehen. Die Auflöſung des Rheinbundes wurde zwar wünſchenswerth geachtet, aber nicht beſtimmt gefordert — und was hätte ſie auch bedeuten ſollen unter ſolchen Bedingungen? — Der Rhein ſollte Frankreichs unnatürliche Grenze bleiben, als verſtehe ſich das von ſelbſt.

Mehr zu verlangen, weigerte ſich Oeſterreich; den deutſchen Vaterlandsfreunden blieb keine andere Hoffnung als die, daß Napoleon verblendet genug ſein werde, ſelbſt dieſe geringen, ja nichtigen Opfer nicht zu bringen.

Der Vertrag von Reichenbach war längſt bekannt, und dennoch haben buonapartiſtiſche Schriftſteller den Verſuch gemacht, die Welt über die dort getroffenen Verabredungen zu täuſchen, denn Frankreich ſollte nicht wiſſen, daß Napoleon in ſeinem unbeugſamen Streben nach Weltherrſchaft wirklich ſogar einen ſolchen Frieden gebieteriſch von ſich gewieſen hat.

Metternich kam nach Dresden, um perſönlich mit Napoleon zu unterhandeln, und hatte ein langes Geſpräch mit dieſem, das ſeltſamer Weiſe ſehr berühmt geworden iſt, ohne daß man ſeinen Inhalt gekannt hätte. Dieſen Umſtand benützte Napoleon's Cabinetsſekretär Fain, um der Welt einen phantaſtiſchen Bericht von dieſer Unterredung vorzulegen; eine Erzählung, in der Alles erfunden iſt, ſelbſt die Oertlichkeit, in welcher die Scene vorgefallen ſein ſoll, und die Fain ſo wählt, daß man glauben kann, er habe das Geſpräch angehört. Da ſoll der öſterreichiſche Miniſter nicht weniger verlangt haben als Oberitalien, Holland, Belgien — die Auflöſung des Rheinbundes — Antwerpen, Mainz, Mantua und Aleſſandria; er wollte Napoleon's Angehörige von ihren Thronen in Weſtphalen, Berg und Spanien vertrieben wiſſen; es war auf eine Zertrümmerung des napoleoniſchen Kaiſerreiches abgeſehen, und natürlich mußte Napoleon ſo maßloſe Forderungen mit Entrüſtung zurückweiſen.

Ein Jeder, dem der Sinn für Kritik nicht ganz verſagt iſt, brauchte nur dieſe Erzählung mit dem Traktat von Reichenbach zu

vergleichen, um zu wissen, daß sie eine Fabel sei, und dennoch ist sie vielfach nachgeschrieben, und gläubig selbst in deutsche Geschichtswerke aufgenommen worden!

Unter diesen Umständen ist es ein doppelt werth zu achtender Dienst, den Thiers der Geschichte dadurch geleistet hat, daß er dies Gespräch seinem wirklichen Inhalt nach bekannt macht, so wie es Metternich selbst unmittelbar nach dem Ereigniß niedergeschrieben hat. — Wir haben nun Metternich's eigenes Zeugniß dafür, daß er in Dresden nicht um ein Haar breit mehr verlangt hat, als zu Reichenbach verabredet war.

Der österreichischen Regierung lag in allem Ernst daran, einen Frieden auf diese elende, Deutschland vernichtende Grundlage zu Stande zu bringen. Um zu diesem erwünschten Ziel zu gelangen, ließ sich der Fürst Metternich sogar auf eine etwas zweideutige Nebenunterhandlung mit Frankreich ein, die vor den Verbündeten geheim gehalten und selbst nach der Kriegserklärung bis nach der siegreichen Schlacht bei Kulm nicht abgebrochen wurde.

Daß diese Politik bei solchen französischen Schriftstellern, wie Thiers, unbedingten Beifall findet und entschiedene Anerkennung, ist natürlich genug. Eher könnte der seltsame Stolz befremden, mit dem österreichische Veteranen sich auf dieses Lob von zweideutigem Werth berufen! —

Glücklicher Weise blieben Metternich's Bemühungen vergeblich, weil Niemand außer dem Wiener Cabinet den Frieden wirklich wollte, Napoleon so wenig als seine Gegner. Während in Prag, wo ein Congreß diesen Frieden betreiben sollte, die Unterhandlungen nicht einmal zu einem wirklichen Anfang kommen konnten, wurden auch die kriegerischen Unternehmungen berathen, für den Fall, daß es zu einem neuen Feldzug kommen mußte, und diese Besprechungen fanden zuletzt in dem bekannten, zu Trachenberg unterschriebenen Operationsplan ihren Abschluß. Wie lange ist seltsamer Weise dieser Plan dem Kronprinzen von Schweden, Bernadotte, zugeschrieben worden! — Wir wissen nun, daß Niemand weniger Antheil daran hatte, als gerade dieser französische Marschall und schwedische Prinz.

Die Berathungen begannen schon am 14. Juni mit einer Sendung des russischen Generals Toll, von dem die ersten Entwürfe her-

rührten, in das österreichische Hauptquartier nach Gitschin. So wenig Oesterreich sich damals noch compromitiren wollte, fand Toll doch in mündlichen Verhandlungen mit dem österreichischen Feldherrn und seinem Chef des Generalstabs (Schwarzenberg und Radetzky) eine bereitwillige Aufnahme der Plane, die er vorlegte. Später wurden vertraute österreichische Offiziere in das Hauptquartier der Verbündeten gesendet, wo neben Toll und Diebitsch besonders General Knesebeck, der militärische Vertraute des Königs von Preußen, bedeutenden Antheil an den Verhandlungen nahm; die „Geschichte der Nordarmee“ vom preußischen Generalstab ausgearbeitet, eine vortreffliche Monographie, belehrt uns darüber, in welchem Geist.

Man einigte sich dahin, aus den gesammten Streitkräften drei Armeen zu bilden: eine österreichische, durch 25,000 Russen verstärkt, in Böhmen — eine russisch-preußische, nach den ersten Entwürfen die stärkste, in Schlesien — eine schwedisch-russisch-preußische unter Bernadotte in den Brandenburger Marken. Nach Toll's Entwürfen sollten alle drei Heere die Offensive ergreifen; dasjenige, gegen welches Napoleon sich mit seiner Hauptmacht wendete, sollte Stand halten, bis die beiden andern in Flanke und Rücken des Feindes zu seinem Entsatz vorgedrungen seien.

Knesebeck war mit dieser Combination unzufrieden; ihm zufolge mußten in Schlesien nur die Festungsbesatzungen und preußischen Landwehrbataillone zurückgelassen, die gesammte russisch-preußische Armee aber in Böhmen mit der österreichischen Hauptarmee vereinigt werden, und zwar weil er fest überzeugt war, daß Napoleon den Feldzug mit einem entscheidenden Angriff auf Oesterreich beginnen werde; entweder von Dresden aus nach Böhmen, oder von Würzburg aus auf Wien. Napoleon werde das thun, um in seine natürliche Operationslinie zu kommen; die liege an der Donau, denn die (stromaufwärts über die Quellen hinaus) verlängerte Linie der Donau treffe gerade in das Centrum der französischen Macht.

Knesebeck gehörte zu den strategischen Rathsherren der Zeit, die am allerwenigsten dazu geschaffen waren, Napoleon's Plane zu durchschauen. Napoleon sagte: „im Kriege entscheiden die moralischen Eindrücke“! — Knesebeck raisonnirt, schließt und folgert stets, als ob er von dem Dasein dieser Elemente des Erfolgs gar keine Ahnung

habe. Sein Geist ist ausschließlich mit Operations-Linien, strategischen Punkten und örtlichen Verhältnissen beschäftigt. So fällt ihm auch jetzt nicht ein, daß Napoleon unmöglich das nördliche Deutschland preisgeben durfte, das zum Aufstande reif, den Verbündeten sofort einen großen Zuwachs an Macht zuführte. Es fällt ihm nicht ein, daß Napoleon daran denken konnte, Berlin zu nehmen, dort den Herd der kriegerischen Begeisterung zu zertreten, die Nordarmee zu sprengen, die Festungen an der Oder und Weichsel zu entsetzen, sein Kriegstheater so zu erweitern, und der preußischen Armee, mit der allein unter allen Verbündeten er unbedingt einen Vernichtungskrieg führen mußte, durch die Besetzung der preußischen Provinzen die Mittel der Ergänzung zu nehmen.

Nur ganz nebensächlich deutet Knesebeck an, daß im günstigsten Fall die in Böhmen vereinigte Hauptmacht den Krieg mit einer Offensive beginnen könne, deren Object die französische Armee wäre, wenn sie an der Elbe stände.

Lange drang er nicht durch mit seinen Vorschlägen; es blieb bei der Eintheilung in drei Armeen; ein Aufsatz von Radetzky am 7. Juli entworfen, setzt noch immer die österreichische Armee nur durch 25,000 Russen verstärkt voraus. In den Schlußberathungen zu Trachenberg erlangte Knesebeck aber, daß die größere Hälfte der russisch-preußischen Armee mit der österreichischen in Böhmen vereinigt wurde, die sich dadurch um 120,000 Mann verstärkt sah.

Der Kronprinz Bernadotte war in Trachenberg mit ganz anderen Planen und Vorschlägen aufgetreten, die Toll noch in der Schlußsitzung bekämpfen mußte; Dank der „Geschichte der Nordarmee“ wissen wir nun auch, mit welchen. Da Oesterreich dem Bunde beigetreten war, wollte Bernadotte mit dem ihm anvertrauten Heere Hamburg, Lübeck und Holstein nehmen, und über die untere Elbe gegen den Rhein vorgehen; d. h. er wollte jedem wirklichen Kampf mit den Franzosen ausweichen, und deshalb dahin gehen, wo der Feind nicht war, um dort im Leeren zu demonstriren. Ein Entwurf, der ganz seinem sonstigen, zweideutigen Verhalten entspricht.

Toll ging noch in dem Schlußprotokoll, das er niederschrieb, von der Ansicht aus, daß die Heere der Verbündeten durchaus auf einen Gesammt-Angriff angewiesen seien. Diese Bestimmung wurde aber

in den weiteren Ausführungen einerseits von Knesebeck, andererseits von dem österreichischen Generalquartiermeister Langenau dahin abgeschwächt, daß die Initiative dem Feinde überlassen wurde. Man deutete nun den Operationsplan dahin, daß diejenige Armee, auf die Napoleon seine Angriffe richtete, dem Kampfe ausweichen solle, bis die offensiven Operationen der beiden Anderen in Flanke und Rücken des Feindes diesen zwängen, sich gegen sie zu wenden.

Der Congreß zu Prag ging nach fruchtloser Scheinthätigkeit auseinander; der Kampf begann —: und er begann mit ziemlich gleichen Kräften. Daß diese Wahrheit nun endlich festgestellt ist, das gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der neuesten Forschungen, denn fast bis auf die Gegenwart herab war es den französischen Schriftstellern gelungen, die Welt darüber zu täuschen; sie glauben zu machen, daß die Franzosen nur einem ganz unverhältnißmäßigen Uebergewicht unterliegen konnten, — und dadurch wurde das Bild des Feldzugs überhaupt ein von Grund aus unwahres. Ein Mann wie Fain konnte der Welt erzählen, Napoleon's Heer an der Elbe sei nur 280,000 Mann stark gewesen, die Verbündeten aber hätten nicht weniger als 520,000 Mann dagegen vereinigt — und in dem redlichen Streben, unparteiisch zu sein, scheute man sich, solche Angaben ganz einfach, wie sie es verdienen, für absichtlich unwahre zu halten.

Die wirklichen Zahlen, auf die sich das französische Heer belief, waren längst bekannt gemacht worden; General Pelet hatte bereits die Tages-Rapporte vom 6. August 1813 herausgegeben — aber die Bemerkung hinzu gefügt, daß die Zahlen, die sie bringen, die des Effectiv-Standes seien — d. h. die der gesammten vorhandenen Mannschaft mit Einschluß aller Kranken, Commandirten u. s. w. — nicht die des ausrückenden Standes, der wirklich unter den Fahnen vereinigten Mannschaft; auf diese allein komme es an, und sie seien weit geringer. Da sich nun vollends das Mißverständniß daran schloß, wir hätten in diesen Tagesberichten überhaupt nur die Zahlen nach dem Normal-Etat, ein Bild des Heeres, wie es sein mußte, wenn alle Regimenter vollzählig waren, sind gerade diese allein zuverlässigen Berichte im Allgemeinen unbeachtet geblieben.

Napoleon's eigene Berechnungen aber, was für Streitkräfte er unter gegebenen Umständen auf diesem oder jenem Punkte vereinigen

könne, liegen nicht nur in den Instructionen für seine Marschälle vor, sondern auch in einem Aufsatz, den er zu seinem eigenen Gebrauch, zur Erinnerung niedergeschrieben hatte, und sie liefern den entschiedenen Beweis, daß die Zahlen, wie sie die von Pelet bekannt gemachten Listen bringen, durchaus die richtigen sind.

Nun haben wir auch noch Marmont's Zeugniß dafür, und was besonders wichtig ist: in der „Geschichte der Nordarmee" sind einzelne Tages-Rapporte über den Zustand französischer Heertheile vollständig abgedruckt, und sie beweisen, daß Pelet's Vorgeben unwahr ist; daß die von ihm zuerst bekannt gemachten Zahlen sich gerade auf den ausrückenden Stand der Truppen beziehen, was er läugnet; die höheren Zahlen des Effectiv-Standes stehen in diesen vollständigen Listen daneben.

Dann aber ergibt sich aus diesen Rapporten, daß einzelne Heertheile des napoleonischen Heeres auch noch nach dem 6. August Verstärkungen erhielten; Lauriston's Heertheil gegen 10,000 Mann, Bertrand's Corps eine würtembergische Brigade von 2446 Mann.

Selbst abgesehen von diesen letzten Verstärkungen und von den Besatzungen der Festungen an der Elbe zählte Napoleon's Heer im freien Felde 440,000 Mann und 1,200 Stücke Geschütz.

Die Verbündeten hatten ihm in runder Summe 495,000 Mann mit 1,490 Stücken Geschütz entgegen zu setzen, und die an sich schon unbedeutende Ueberlegenheit, die sich aus diesen Zahlen zu ergeben scheint, schwindet vollends fast zu nichts zusammen — oder in der That zu nichts — wenn man die Verstärkungen in Rechnung bringt, welche die französische Armee noch erhielt — und erwägt, daß in der Gesammtzahl der verbündeten Streitkräfte 22,000 Kosaken einbegriffen sind, die auf dem Schlachtfelde wenig bedeuten; daß ferner, so wie die Verbündeten einen Schritt vorwärts thaten, die Elbfestungen einen Theil ihrer Streitkräfte neutralisiren mußten, ja daß die Beobachtung von Magdeburg von Anfang an eine Abtheilung der Nordarmee in Anspruch nahm.

Außerdem hatte Napoleon den großen Vortheil seiner centralen Stellung voraus, und die energische Einheit des Oberbefehls. An der Spitze der verbündeten Hauptarmee stand der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der angeblich das Ganze des Kriegs

leiten sollte — selbst aber der Leitung bedurfte, und auch in der That von seinem Hauptquartier, überwiegend von Langenau, geleitet wurde. Da die Meinungen in der Umgebung des Fürsten oft zwiespältig waren, kam es da häufig zu Auswegen der Halbheit, nicht selten zu bloßen Scheinbeschlüssen, denen Recognoscirungen für Thaten gelten mußten. — Die Nordarmee vollends war dem Kronprinzen von Schweden anvertraut, der sich vor Allem besorgt zeigte, dem Feinde keinen Schaden zu thun, und die Kriegführung so viel an ihm lag, in ein bloßes Scheinwesen aufzulösen.

Die Ueberlegenheit der Verbündeten konnte allerdings eine etwas fühlbarere werden, sobald General Benigsen von Polen her, mit dem dort gesammelten Heer von 57,000 Mann auf dem Kriegsschauplatze eintraf. Napoleon's Aufgabe war, noch ehe diese neue Macht eintreffen konnte, entscheidende Schläge gegen die Verbündeten zu führen, und durch Siege das in der Ferne drohende Uebergewicht seiner Gegner zu vernichten, ehe es entstand. Die Lösung dieser Aufgabe war an sich gewiß nichts weniger als unmöglich — aber sie mißlang; die Verbündeten erkämpften an der Katzbach, bei Kulm und Dennewitz glänzende Siege, und verdankten nicht, — wie die Franzosen bisher behauptet haben — schon den von Anfang an gegebenen Verhältnissen, sondern einzig und allein diesen Siegen, ein Uebergewicht, das zuletzt in den Gefilden von Leipzig erdrückend wurde.

Napoleon's wirkliche Plane bildeten zu denen, die Knesebeck voraussetzte, einen geraden Gegensatz; ihm lag vor Allem daran, Berlin zu erobern; nur beging er den Rechnungsfehler, sich dies Unternehmen zu leicht zu denken, und eine nicht genügende Macht unter Oudinot dorthin zu entsenden, während er selbst seine Hauptmacht am Fuß der böhmischen Grenzgebirge von beiden Ufern der Elbe bis an die Katzbach aufgestellt hielt, um jedem Unternehmen der Verbündeten von Schlesien oder Böhmen her abwehrend zu begegnen, und so jenen Eroberungszug nach der preußischen Hauptstadt von dieser Seite sicher zu stellen.

Blücher's ungestümes Vordringen bestimmte ihn, sich zuerst gegen diesen zu wenden —: Schwarzenberg und die Hauptarmee benützten seine Abwesenheit zu einem sehr übel berechneten Angriff auf Dres-

den; dorthin zurückgeeilt mit einem Theil seines Heeres, erfocht Napoleon unter den Mauern dieser Stadt einen letzten großen Sieg.

Aber unterdessen war der Versuch auf Berlin gescheitert; Oudinot sah sich durch den Sieg, den der preußische General Bülow gegen den Wunsch und Willen, ja gegen die ausdrücklichen Befehle seines Oberfeldherren Bernadotte bei Groß-Beeren erfocht, an die Elbe zurückgeworfen.

Den Blick zu ausschließlich auf diesen Theil des Kriegstheaters gewendet, beherrscht von einem leidenschaftlichen Verlangen, sich Berlins zu bemächtigen, vergaß Napoleon seinen Sieg und den beschwerlichen und verwirrten Rückzug der verbündeten Hauptarmee zu benützen, wie er konnte; ihr auf der Straße über Nollendorf, die in seiner Gewalt war, in Böhmen zuvor zu kommen, und ihr Verluste beizubringen, drohende Verhältnisse herbeizuführen, die gar wohl das Bündniß seiner Gegner lösen konnten. So gab er Vandamme, den er allein über das Gebirge nach Böhmen ziehen ließ, bei Kulm einer vollständigen Niederlage preis, und sein Sieg bei Dresden war dadurch mehr als aufgewogen.

Eine ziemlich alberne Erfindung von Fain, Pelet und Bignon in Umlauf gebracht, soll diese Versäumniß erklären, die eine entscheidende Niederlage herbeiführte, wo der glänzendste Erfolg zu erlangen war, und zwar so, daß angeblich der immer vorausgesetzten Unfehlbarkeit Napoleon's nichts vergeben wäre. Man erzählt uns von einer Ohnmacht, die den Helden bei Pirna in dem Augenblicke befallen hätte, wo er dem General Vandamme mit Heeresmacht folgen wollte. Als ob durch ein solches Unwohlsein von wenigen Stunden gerechtfertigt wäre, daß auch nachher, als Napoleon wieder hergestellt war, das Zweckmässige nicht geschah! — Bignon weiß sogar den eigentlichen Grund des Unheils auf das Genaueste anzugeben; das, was den Gang der Weltgeschichte gewendet hat, schwindet bei ihm buchstäblich zu — einem Stückchen Knobloch zusammen, welches Napoleon unversehens in einer Sauce verschluckt hatte!

Die Kritik, indem sie auf Napoleon's Befehle verwies, die in ununterbrochener Reihe vor uns liegen, zum Beweis, daß seine Feldherrn-Thätigkeit in diesen Tagen nie unterbrochen gewesen ist, und nun auch die ausdrücklichen Zeugnisse Thier's und Marmont's haben

uns nun wohl endlich von dieser Fabel befreit. Sie steht in der That mit dem Motiv eines Scribe'schen Lustspiels — des verre d'eau — vollkommen auf einer Linie.

Auch das Heer, das Napoleon unter Macdonald in Schlesien zurückgelassen hatte, war gleichzeitig mit den Ereignissen bei Dresden an der Katzbach in eine vollständige Niederlage verwickelt worden. Aber als ob nichts vorgefallen wäre, nahm Napoleon nach dieser dreifachen Niederlage, als die beiderseitigen Streitkräfte schon nicht mehr im Gleichgewicht schwebten, seine ursprünglichen Plane wieder auf. Ney war es, der jetzt an Oudinot's Stelle kam und den Zug auf Berlin von Neuem antrat; Bülow warf sich ihm entgegen, wie auch Bernadotte ihn zu hindern strebte, und erfocht bei Dennewitz einen glänzenden Sieg; es war eine fast vernichtende Niederlage, die hier auch dieses französische Heer erlitt.

Von diesem Augenblicke an war Napoleon's Lage eine sehr schwierige, und er hatte in der That gar keinen Operationsplan mehr. Sein Thun und Treiben beschränkte sich darauf, sich in centraler Stellung zwischen den drei Armeen der Verbündeten zu erhalten, rastlos aber planlos bald gegen die eine, bald gegen die andere gewendet, immer in der Hoffnung, einer seiner Gegner werde eine Blöße geben, die er benützen könne. Unfähig, sich in das Nothwendige zu fügen und auf das Mögliche zu beschränken, erwartete er zuletzt die günstige Gelegenheit nur vom blinden Glück. — Die Fabeln, durch welche die St. Helena-Literatur bemüht gewesen ist, die Leere dieses Zeitraumes auszufüllen, die genialen Operationsplane, die Leute wie Fain und Pelet ersonnen und Napoleon zugeschrieben haben, dem klaren Inhalt seiner Befehle zum Trotz, sind so schwacher Natur, daß sie dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts wahrlich keine Ehre machen würden.

Schon war das Uebergewicht der Verbündeten ein sehr drückendes geworden, es wurde noch gesteigert, als Ende September Bennigsen mit seinem Heere in Böhmen eintraf. Das Netz zog sich enger zusammen um Napoleon; Blücher's kühner und siegreicher Elb-Uebergang bei Wartenburg, dem Bernadotte widerstrebend folgen mußte, sein kühner Zug an die Saale, der dem schwedischen Adoptiv-Prinzen nicht gestattete, wieder über den Strom zurück zu weichen,

und das erneute Vorrücken der verbündeten Hauptarmee, beschränkten nach und nach den französischen Heeresfürsten auf die Umgebung von Leipzig.

Um darzuthun, daß es noch immer in der Macht Napoleon's lag, das Schicksal zu wenden, wenn nicht irgend ein Theatergott oder ein Scheibchen Knobloch hindernd eingriff, haben ihm hier seine etwas ungeschickten Lobredner einen Plan angedichtet, der alle früheren an Abenteuerlichkeit bis zum vollkommen Fabelhaften überbietet. Er wollte Sachsen und seine Verbindungen mit Frankreich aufgeben, so, versichert man, war dieses geniale Ungeheuer von Plan beschaffen, — er wollte über die Elbe gehen, seine Festungen an der Oder und Weichsel befreien, Preußen und Polen gleichsam zu seiner und seines Heeres militärischer Heimath machen, thun, als ob er da zu Hause wäre, und den Krieg von dort aus fortsetzen, die Stirn gegen Frankreich und den Rhein gewendet. Die Heere der Verbündeten mochten dann zusehen, wie sie, nach Sachsen, auf fremden Boden versetzt, den Krieg von dort aus gegen den neuen Besitzer ihrer Heimathländer fortsetzen konnten. — Woran dieser großartige Plan scheiterte, darüber ist die St. Helena-Literatur nicht ganz einig; die Einen sagen, die Nachricht von Bayern's „Verrath" habe Napoleon zur Umkehr gezwungen, — aber es ist erwiesen, daß er von Bayern's Uebertritt zu den Verbündeten erst fünf Tage später während der Schlacht bei Leipzig unterrichtet wurde —: die Anderen erzählen, die französischen Marschälle hätten ihrem Heeresfürsten, wie einst die Generale des großen Macedoniers am Indus, nicht über die Elbe folgen wollen —: aber es ergibt sich, daß diese Marschälle weder gefragt, noch überhaupt zu einem Kriegsrath versammelt worden sind. Und dennoch sind so schwach zusammengefügte Fabeln selbst von deutschen Schriftstellern nachgeschrieben, und mitunter zum Gegenstand gar seltsamer Declamationen gemacht worden!

Napoleon's Befehle und Briefe beweisen, daß sein Streben zu der Zeit ganz einfach dahin ging, den Kronprinzen von Schweden und sein Heer wieder über die Elbe zurück zu manövriren, und dann, wenn das gelungen war, die Hauptarmee der Verbündeten in den Ebenen von Leipzig, gesondert von den andern und allein zu treffen und zu bekämpfen. Er täuschte sich, glaubte seinen Zweck erreicht,

und eilte in diesem Wahn nach Leipzig, wo ihn die Entscheidung erreichte.

Auch über die Völkerschlacht bei Leipzig haben die Franzosen Unwahrheiten verbreitet, die sich bis auf die neueste Zeit herab in einer gewissen Geltung erhalten haben, und die ein Mann, wie Thiers, auch jetzt noch bemüht ist, für Thatsachen auszugeben. Auch er erzählt als eine ausgemachte Sache, daß die Franzosen hier vom ersten Augenblicke an eine ganz unverhältnißmäßige Uebermacht zu bekämpfen hatten, und am ersten Tage (16. Oktober) gegen eine solche den Sieg bei Wachau erkämpften. Er, gleich den Autoren der St. Helena-Literatur, ignorirt dabei sehr geflissentlich Napoleon's eigene Briefe und Befehle, in denen er selbst sein um Leipzig vereinigtes Heer auf 200,000 Mann berechnet, und bringt viel geringere Zahlen ohne den Schatten eines Beweises.

Die Wahrheit ist, daß den Verbündeten am 16. Oktober überhaupt keine irgend bedeutende Ueberlegenheit zu Gebote stand; das war das Werk des Kronprinzen Bernadotte, der sich an diesem Tage noch fern von der entscheidenden Wahlstatt zu halten wußte. Außerdem fehlten den Verbündeten an diesem Tage noch Bennigsen und ein bedeutender Theil der Hauptarmee (Colloredo und Bubna).

Dieser letzteren insbesondere aber war Napoleon's Heer, das sie in der Schlacht bei Wachau zu bekämpfen hatte, an Zahl vollkommen gewachsen, wahrscheinlich sogar um eine unbedeutende Kleinigkeit überlegen. Da nun vollends der Fürst Schwarzenberg — oder vielmehr Langenau in dessen Namen — die Streitkräfte, über die er verfügen konnte, in gar seltsamer Weise verwendete, und einen großen Theil derselben in die unwegsame, sumpfige Landspitze zwischen Elster und Pleisse hinein disponirte, wo sie sich nicht zu rühren, am Gefecht keinen Antheil zu nehmen vermochte, konnte Napoleon auf dem eigentlich entscheidenden Schlachtfelde bei Wachau mit einer großen Uebermacht auftreten; mit 109,000 Mann gegen 84,000.

Dieser Uebermacht verdankte er den Sieg, und dennoch war, selbst abgesehen davon, daß Marmont zu gleicher Zeit bei Möckern von York geschlagen wurde, — trotz dieses Sieges, das Schicksal des Feldzuges an diesem Tage schon gegen Napoleon entschieden; denn der Sieg war ein zu unbedeutender um eine ihm günstige Wendung der

allgemeinen Verhältnisse herbei zu führen, und es fehlten ihm die Mittel, den Erfolg weiter zu treiben und zu steigern. Er hatte nichts mehr aufzubieten; die Verbündeten aber wurden am Tage nach der Schlacht durch Colloredo, Bubna und Bennigsen, selbst durch den noch immer widerstrebenden Bernadotte, — durch mehr als 100,000 Mann verstärkt, und so sah sich denn Napoleon einige Stunden nach seinem Siege in hoffnungsloser Lage einer erdrückenden Uebermacht gegenüber.

Auch mußte er sich das nun endlich selbst gestehen, nachdem er zu seinem Verderben kostbare Stunden über unentschlossen in dieser gefährdeten Lage gesäumt hatte. Da sendete er den gefangenen österreichischen General Meerveldt mit Vorschlägen zu Unterhandlungen an die verbündeten Monarchen, um wo möglich einen Waffenstillstand, oder doch eine Erleichterung seines Rückzuges zu erlangen. Er trat den Rückzug an, zu spät, um der Schlacht bei Leipzig zu entgehen, — die, so großartig sie in jeder Beziehung dasteht, doch ihrer Anlage nach nur ein colossales Nachtrabs-Gefecht zu nennen ist. —

Die Trümmer des französischen Heeres wichen über den Rhein, und die ansteckenden Fieber, die sie dorthin mitbrachten, ergriffen tödtlich selbst die neu ausgehobenen Mannschaften, die ihre Reihen ergänzen sollten; so lagen Frankreichs Grenzen offen da vor den Verbündeten; Napoleon hatte in den letzten Monaten des Jahres kein Heer, sie zu vertheidigen, und selbst den achtzehnjährigen, unreifen Knaben, die nun ausgehoben werden mußten, konnte man im ersten Augenblicke nicht einmal Waffen in genügender Anzahl geben. Auch das französische Volk unterstützte seinen Kaiser nicht mehr; es war bereit, sich von ihm loszusagen.

Und doch dauerte es noch fünf Monate (November 1813 bis März 1814), doch bedurfte es noch kühner, wohlberechneter Thaten und blutiger Kämpfe, ehe es gelang, Paris zu erobern und Napoleon zu stürzen.

Wie sich die Ereignisse so eigenthümlich gestalten, wie eine solche Verzögerung der Entscheidung herbeigeführt werden konnte, das ist auch erst durch die neuesten Beiträge zur Geschichte jener denkwürdigen Zeit vollkommen klar geworden, namentlich durch den Briefwechsel Joseph Buonaparte's, Marmont's, Castlereagh's, durch den des General's Toll, der auch über manches bisher problematische ein neues

Licht verbreitet. — Der Gang der Dinge läßt sich nun wirklich erklären, und die bisher geltenden Erklärungen verlieren zum Theil ihren Werth.

Die Franzosen gefallen sich natürlich in der Vorstellung, der Heldenmuth der wenigen Tapferen, die übrig waren, die Gränzen des Landes zu vertheidigen, und die vollendete Feldherrenkunst Napoleon's haben hier das kaum Mögliche geleistet, und die Entscheidung hingehalten; eine ganze Schule militärischer Doctrinärs ist bemüht gewesen, diese Ansicht zu bestätigen. Jomini vor Allen, von vielen für eine große Autorität gehalten, glaubte in diesem Feldzug Napoleon's sein eigenes System der „inneren Operationslinien" auf das herrlichste illustrirt in einer Art von Verklärung zu sehen, und erklärte ihn deßhalb für den schönsten in der ganzen Kriegerlaufbahn des großen Feldherrn.

Gibt man sich aber ernsthaft Rechenschaft von den Erscheinungen, so sieht man, daß der eigentliche Grund der verspäteten Entscheidung weder in der — allerdings achtungswerthen — Tapferkeit der unzureichenden und schlecht ausgerüsteten Streitkräfte Frankreichs, noch in dem Zauber der inneren Operationslinien zu suchen ist, sondern in dem Zwiespalt, der im Rath der Verbündeten sehr fühlbar hervortrat. Die Unklarheit, die in dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg herrschte, trug dann auch als untergeordnete Ursache das ihrige bei, den Kampf in die Länge zu ziehen.

An sich konnten die Verbündeten zu jeder Zeit, in jeder Periode des Feldzugs dem Wiederstand des Feindes und dem Kriege ein fast augenblickliches Ende machen; die Gunst der Verhältnisse war eine solche, daß es dazu nur des einstimmigen, wirklichen Willens bedurfte, und eines kurzen Kampfes, dessen Erfolg nicht zweifelhaft sein konnte.

Das sahen Männer wie Stein, Blücher und Gneisenau mit vollkommener Klarheit. Blücher und Gneisenau wollten, in den ersten Tagen des November an den Rhein gelangt, die Heere der Verbündeten ohne Aufenthalt über den Strom führen, und auf dem kürzesten Weg nach Paris; französische Marschälle gestanden später, daß sie damals die Hauptstadt des französischen Reichs fast ohne Kampf erreicht und genommen hätten. Aber kaum war der Kampf in Deutschland beendet, der Sturz Napoleon's möglich geworden, so schritt die österreichische Regierung ein, um den französischen Imperator zu ret-

ten und dessen Sohn, dem Enkel des Kaisers Franz, die Krone Frankreich's zu erhalten. Der Fürst Metternich fürchtete Rußland's wachsende Macht und die Plane des Kaisers Alexander in Polen; er hätte gar gerne in einem gezähmten Napoleon, der geneigt wäre, seinen Einfluß in Europa mit Oesterreich zu theilen, einen Verbündeten gegen Rußland und Preußen gehabt.

Selbst unter den Preußen gab es bedeutende Männer, wie Hardenberg und Knesebeck, die den Gedanken, Napoleon zu stürzen, für eine Chimäre hielten; und die Russen, des Krieges müde, sehnten sich, ihren Kaiser allein ausgenommen, nach Frieden; gleichviel, wie er sonst beschaffen sein mochte, wenn nur Rußland das eroberte Polen behielt.

Da konnte es dem Fürsten Metternich gelingen, die kriegerische Thätigkeit am Rhein zum Stillstand zu bringen, und zu veranlassen, daß von Seiten der Verbündeten die ersten Schritte geschahen, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Noch einmal bot der Fürst Metternich dem französischen Imperator die gesammten deutschen Lande auf dem linken Rheinufer, Belgien und Savoyen, wenn den Verbündeten nur um diesen Preis der Friede gewährt wurde.

Aber Napoleon war auch jetzt nicht gesonnen, den Kampf um die Weltherrschaft aufzugeben; er wollte auf nichts verzichten, was frühere Siege vorübergehend in sein Bereich gebracht hatten; nur Zeit zu gewinnen, sollten ihm Unterhandlungen dienen, und so erklärte er sich denn auch in seiner Antwort, die er einen ganzen Monat verzögerte, nur in unbestimmter Weise zu Unterhandlungen bereit, ohne sich darüber auszusprechen, ob er die vorgeschlagenen Grundlagen des Friedens annehme. Zugleich erbot er sich, den Verbündeten die Festungen an der Weichsel und Oder zu übergeben, die noch in seiner Gewalt waren, wenn man den Besatzungen freien Abzug ohne irgend eine beschränkende Bedingung gewähren wollte. Das heißt, die Verbündeten sollten ihm seine alten Soldaten zuschicken, damit er neu gebildeten Schaaren mehr Haltung und kriegerische Tüchtigkeit geben könne. Die Festungen an der Elbe aber hoffte er noch rechtzeitig entsetzen zu können, denn er befahl seinen Bevollmächtigten ausdrücklich, jede Unterhandlung über deren Abtretung abzulehnen.

Da mußte selbst dem Fürsten Metternich einleuchten, daß die

Fortsetzung des Kampfes unvermeidlich sei, den Napoleon nur bis zum Frühjahr verschieben wollte, um ihn dann neu gerüstet wieder aufzunehmen. Schon hatte man den französischen Kaiser einen ganzen Monat für seine Rüstungen gewinnen lassen, und beinahe noch zwei Monate gewährte man ihm durch die Art und Weise, wie der neue Feldzug von Seiten der Verbündeten eingeleitet wurde.

Denn Gneisenau's Vorschlag, gerade über den Rhein auf dem kürzesten Wege nach Paris zu gehen, wurde verworfen; weise Strategen, wie Langenau und Knesebeck, konnten sich davon nicht überzeugen, daß es möglich sei, die Entscheidung auf eine so kunstlose Weise herbeizuführen. Die Hauptarmee mußte im weiten Bogen durch die Schweiz auf das Plateau von Langres geführt werden, das in Langenau's Vorstellung das östliche Frankreich beherrschte. Der Fürst Schwarzenberg und seine Rathgeber dachten eigentlich, daß es zu einem wirklichen Feldzug gar nicht kommen, daß vielmehr ein bloßer Marsch nach Langres, und der Verlust dieses wichtigen strategischen Punktes genügen werde, Napoleon zum Frieden zu bestimmen. Ja nur in dieser Voraussetzung ließ Schwarzenberg sich überhaupt auf den bedenklichen Zug ein, dem sich einer der bedeutendsten Männer seines Hauptquartiers, der General Duka, bis zum letzten Augenblicke widersetzte.

Dieser Plan, für den zuerst auch der Kaiser Alexander gewonnen war, führte, da er zur Ausführung kam, zu bedenklichen Zerwürfnissen unter den Verbündeten, denn es waren damit auch politische Entwürfe verbunden, die der russische Kaiser nicht billigte. Die alten, aristokratischen Verfassungen sollten in der Schweiz wieder hergestellt werden; der Fürst Metternich hatte dort zu solchem Ende geheime Verbindungen angeknüpft. Der Kaiser Alexander verweigerte seine Zustimmung und verlangte, daß das Gebiet der Schweiz von den Verbündeten nicht berührt werde; darüber kamen die Verhandlungen über den Operationsplan nicht zum Abschluß, Alles blieb in der Schwebe. Die Oesterreicher aber griffen zu dem Mittel, das Heer langsam rheinaufwärts zu führen, und dann unversehens in die Schweiz, ohne auf die Zustimmung des Kaisers oder auf irgend einen bestimmten Entschluß zu warten. Die vollendete Thatsache konnte dann der Kaiser

Alexander nicht wieder ungeschehen machen, so unangenehm sie ihn auch überrascht haben mochte.

Langsam manövrirte sich nun Schwarzenberg's Heer durch den Jura nach Langres. Man manövrirte sehr umständlich, wie das bei Friedensübungen genannt wird: mit vorausgesetztem Feind; denn einen wirklichen Gegner hatte die Hauptarmee nicht vor sich. So wurde das Ziel erst Mitte Januar erreicht, und nun veranlaßte die Frage, was weiter geschehen solle, weitläufige Erörterungen, denn alle bisherigen Pläne reichten nur bis zu diesem Punkt, und weder Knesebeck noch die österreichischen Strategen wollten auch nur einen Schritt weiter vorwärts gehen. Gneisenau ließ nicht ab, in wiederholten Briefen dringend zu einem raschen Zug nach Paris aufzufordern — aber Langenau reichte in Schwarzenberg's Namen lange Denkschriften ein, in denen die unendlichen Gefahren eines jeden weitern Schrittes umständlich auseinandergesetzt waren, und nur mit Mühe erlangte der Kaiser Alexander nach vielfachen Berathungen, daß beschlossen wurde, um einige Märsche weiter nach Troyes vorzurücken, aber ohne daß festgesetzt werden konnte, was von dort aus weiter geschehen sollte.

Nun endlich vermochte Napoleon, eine noch immer höchst ungenügende Heeresmacht im freien Felde zusammenzubringen und gegen die Verbündeten zu führen; es folgte jene thatenreiche, wechselvolle Periode des Feldzugs, die immer, wenn man sie auch nicht unbedingt in Jomini's Sinn beurtheilt, eine der lehrreichsten der gesammten Kriegsgeschichte bleiben wird. Aber die Periode ist so reich an Ereignissen, und diese greifen so sehr in einander, daß es nicht möglich ist, ihnen in den uns hier gesteckten Gränzen zu folgen, um nachzuweisen, in welchem Maaße die jüngst eröffneten neuen Quellen unsere Kenntniß derselben mächtig erweitert haben. Ein Paar flüchtige Andeutungen müssen genügen.

In dem Augenblicke, wo Napoleon endlich gegen die Verbündeten heranrückte, zog Blücher mit einem Theil seines Heeres zur großen Ueberraschung und zu noch größerem Mißfallen des Fürsten Schwarzenberg und seiner Rathgeber an die Spitze der Hauptarmee; er wollte durch die That erzwingen, was Gneisenau's Briefe nicht zu bewirken vermochten, und die Hauptarmee hinter sich her vorwärts ziehen nach Paris. Er führte so das Treffen bei Brienne und die

Schlacht bei La Bothière herbei, und — was man bisher nicht wußte — der Kaiser Alexander, verstimmt und gereizt gegen Oesterreich, verlangte, daß in dieser der Oberbefehl und ein Theil der Hauptarmee dem Feldmarschall Blücher übergeben wurde.

Um solchen Zumuthungen für die Zukunft zu entgehen, und des eigenen Heeres für die eigenen Zwecke wieder Herr zu werden, wurde darauf im österreichischen Hauptquartier schon vor der Schlacht beschlossen, daß sich nach dem Siege die beiden Heere, die schlesische und die Hauptarmee, wieder trennen sollten.

Wirklich erfolgte nach leicht erfochtenem Sieg die Trennung, die vielfaches Unheil herbeiführte; die Hauptarmee blieb an der Seine und rückte langsam gegen Troyes vor; Blücher eilte mit raschen Schritten an die Marne. Wie sich jetzt ergibt, war dieser Zug Blücher's, sein vorübergehendes Erscheinen bei la Fère Champenoise, das was Napoleon in seinem Hauptquartier zu Troyes auf das äußerste erschreckte. Napoleon sah seinen Gegner im Geist schon bei Nogent und Provins, sich selbst vollständig umgangen, von Paris abgeschnitten und in dieser Lage in eine hoffnungslose Schlacht verwickelt, die unvermeidlich seinen Untergang herbeiführen mußte.

In dieser Lage erbot er sich, den Frieden selbst auf die Bedingung anzunehmen, daß Frankreich sich auf seine alten Grenzen vom Jahre 1792 beschränke. Es war das die Forderung, welche jetzt, da ihnen die wirkliche Lage Frankreichs klarer geworden war, die Verbündeten auf Englands und Rußlands Betreiben stellten. Ein Friedens-Congreß war inzwischen zu Chatillon a. d. Seine eröffnet, denn wenn er auch bis dahin den Frieden nicht gewollt hatte, bedurfte Napoleon doch unbedingt fortwährender Unterhandlungen, um durch diese nöthigen Falls die kriegerischen Operationen aufzuhalten, und möglicher Weise die Verbündeten unter sich zu entzweien.

In dem Augenblick, wo Napoleon's Anerbieten den Verbündeten bekannt wurde, war er schon nicht mehr im entferntesten geneigt, ihm wirklich zu entsprechen. Blücher hatte sich nicht an die Seine nach Nogent, sondern gegen den Marschall Macdonald, der aus den Niederlanden heranrückte, an die Marne gewendet, Napoleon war ihm dorthin gefolgt, und erfocht in einer Reihe glänzender Gefechte bedeu-

tende Vortheile über die vereinzelten Theile der schlesischen Armee. Die Lage war verändert.

Metternich und die sämmtlichen Diplomaten des Hauptquartiers glaubten, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, den gebotenen Frieden mit beiden Händen ergreifen zu müssen, und waren außer sich über den widerstrebenden Kaiser Alexander, den Stein bestärkte in dem, was man seinen thörichten Eigensinn nannte. Da der Kaiser von Rußland, um die Unterhandlungen zum Stillstand zu bringen und einen übereilten Abschluß des Friedens zu verhüten, seinen Bevollmächtigten aus Chatillon zurückrief, glaubte die österreichische Regierung als Gegenmaaßregel die kriegerischen Operationen zum Stillstand bringen zu müssen, damit der Frieden nicht durch neue folgenreiche Ereignisse verhindert werde; auch neue Niederlagen des Feindes, die den Kaiser Alexander in seinen Ansichten und in dem Streben, den gänzlichen Sturz Napoleon's herbeizuführen, noch bestärken konnten, mußten unter diesen Umständen vermieden werden: — der Fürst Schwarzenberg erhielt von seinem Hof den geheimen Befehl, mit seinem Heer nicht über die Seine vorzugehen. Dieser Befehl zwang die Hauptarmee zur Unthätigkeit, während Napoleon gegen Blücher beschäftigt war, so nahe auch damals schon — Mitte Februar — die Eroberung von Paris in ihrem Bereich lag. Er machte jede, auch nur mittelbare Unterstützung der schlesischen Armee unmöglich — und diese blieb ohne Beistand schweren Unfällen preisgegeben.

Seitdem diese Thatsache bekannt geworden ist, haben österreichische Schriftsteller sie zu leugnen gesucht; wie es scheint, ohne gehörig zu erwägen, daß entscheidende Beweise vorliegen, und daß diesen gegenüber eine dreiste Behauptung und bloße Declamation nicht genügen.

In solchen Declamationen ergeht sich unter anderen der Major Thielen, ohne die Spur eines Beweises beizubringen; wenn nicht etwa die Aeußerung, daß man eine so zweideutige Maaßregel dem biedern Charakter des Kaisers Franz und des Fürsten Metternich gar nicht zutrauen dürfe, für einen solchen gelten soll. Uebrigens, sich auf den Fürsten Metternich zu berufen, ist für den Major Thielen nichts weniger als rathsam. — Sein Buch, seine Behauptungen, seine Declamationen sind in Metternich's Cabinet zur Sprache gekommen, und lächelnd sagte dieser selbst zu einem befreundeten Staatsmann — den

wir nennen könnten, der sich aber wahrscheinlich selbst nennen wird: „Warum hat mich der Herr Major Thielen nicht gefragt, ehe er das drucken ließ? — Ich hätte es ihm gesagt, daß der Fürst Schwarzenberg allerdings solche Verhaltungsbefehle hatte“!

In dem Augenblicke, wo es den Diplomaten gelang, den Kaiser Alexander zu überreden und die Wiederaufnahme der Unterhandlungen zu erwirken, mußten sie erfahren, daß es zu spät sei. Napoleon wollte nicht mehr durch sein eigenes Wort gebunden sein; schon wendete er sich gegen die Hauptarmee und erfocht bei Mormont und Montereau über einzelne Heertheile derselben nicht unbedeutende Vortheile.

Die verbündete Hauptarmee wurde bei Troyes versammelt, dort sollte eine Hauptschlacht gewagt werden, zu der auch Blücher mit seinem wieder gesammelten Heer, Freund und Feind zur Ueberraschung, ungebeugten Sinnes herbeieilte. — Im letzten Augenblick aber sank dem Fürsten Schwarzenberg der Muth; der Entschluß zur Schlacht ging über seine Kräfte; trotz aller Einreden, alles Widerspruchs des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen beschloß er den Rückzug auf das stets wichtig geachtete Plateau von Langres.

Seine eigenen Briefe verrathen noch dazu, daß er weit mehr beabsichtigte, als einen blos einstweiligen Rückzug nach einem nicht allzu entlegenen Punkt. Der Fürst Schwarzenberg war nämlich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Invasionskrieg ohne Basis, den die Verbündeten auf die falsche Voraussetzung unternommen hätten, man werde Frankreich unbewaffnet finden, überhaupt ein verfehltes Unternehmen und nicht durchzuführen sei; daß man sich, so gut es gehen wolle, herausziehen müsse, um zu einer methodischen Kriegführung überzugehen — und wenn das auch erst am Rhein geschehen könne.

Auch die schlesische Armee sollte, nach Schwarzenberg's Anordnungen, über Nancy nach dem Rhein zu den Rückzug aus dem Innern Frankreichs antreten. Aber mit raschem Entschluß steuerten Blücher und Gneisenau dem drohenden unberechenbaren Unheil, das der schwache Feind unmöglich den zahlreichen Heeren der Verbündeten bereiten konnte, und ein ohne irgend welche wirkliche Veranlassung gefaßter, kleinmüthiger Entschluß des eigenen Oberfeldherrn dennoch auf dem Punkt stand herbeizuführen! Sie machten sich los von der Hauptarmee, und eilten mit raschen Schritten — nicht rückwärts nach Nancy

— sondern vorwärts an die Marne, zur Vereinigung mit Bülow und Winzigerode, die aus den Niederlanden herankommen sollten — und dann auf Paris. So wurde durch ihre kühne That der gefährdete Erfolg des Feldzugs gerettet.

Blücher's Unternehmen führte in den Invasionskrieg zurück, dem man entgehen wollte; die Hauptarmee unter Schwarzenberg folgte, weil es nicht zu vermeiden war, zurück in diese Bahn, aber mit Widerstreben, ohne Vertrauen auf den Erfolg, entschlossen ihrerseits nichts mehr zu wagen, immer auf dem Sprung an den Rhein und zu einer methodischen Kriegführung zurück zu kehren, wenn das Glück der Waffen dem Feldmarschall Blücher untreu wurde. Dazu in abwartender Bereitschaft verweilte sie ein paar Wochen vollkommen unthätig in der Gegend von Troyes, ohne sich weiter vorzuwagen.

Aber Napoleon unterlag bei Laon in dem erneuten Kampf mit der schlesischen Armee; es knüpften sich an seine Niederlage Begebenheiten, denen wir hier nicht im Einzelnen folgen können, da wir zum Schluß eilen müssen. Am 22. März finden wir — während Blücher's Heer von Chalons bis Chateau-Thierry an der Marne stand — Napoleon auf dem Schlachtfelde bei Arcis an der Aube der verbündeten Hauptarmee gegenüber und gezwungen, sich einzugestehen, daß sein Heer zu schwach sei, Stirn gegen Stirn die offene Feldschlacht zu wagen. Er faßte in dieser Lage den mehr als kühnen Entschluß, Paris für den Augenblick Preis zu geben, und sich ganz in den Rücken der Verbündeten auf ihre Verbindungen zu werfen, um sie zum Rückzug zu zwingen.

Der Gedanke hatte Napoleon schon mehrmals im Lauf des Feldzugs beschäftigt, und war selbst der Lieblingsgedanke geworden, der sich durch das Ganze zog. Einmal hatte Napoleon die Ausführung im Sinn gehabt und wieder fallen lassen, in einem Augenblick, wo sie höchst wahrscheinlich eine ihm günstige entscheidende Wendung des Feldzugs herbeiführte —: unmittelbar nach seinen Siegen über Blücher im Februar. Jetzt wurde die Ausführung sehr zu unrechter Zeit und Stunde unternommen.

Napoleon trat unverzüglich von Arcis aus den Marsch nach Vitry an der oberen Marne an; natürlich war dabei vorausgesetzt, daß Oesterreich auch jetzt noch seinen Sturz nicht wolle, und in einen

Zug nach Paris nicht willigen werde, selbst wenn der Kaiser von Rußland und der König von Preußen geneigt sein sollten, sich dazu zu entschließen. Gewiß ließ sich Napoleon auf dies vermessene Unternehmen nicht ein, wenn er auf dem Schlachtfelde von Arcis schon wußte, wie sich unterdessen die Unterhandlungen zu Chatillon gewendet hatten. Selbst die leitenden österreichischen Staatsmänner und alle, die mit ihnen für den Frieden stimmten, hatten nämlich zuletzt einsehen müssen, daß Napoleon keinen Frieden wolle, der ihn nicht zum Herrn von Europa machte. Oesterreich mußte ihn aufgeben, als der Gesandte Napoleon's, Caulaincourt, der eigentlich weder eine Instruction, noch eine wirkliche Vollmacht hatte, gedrängt die Bedingungen anzugeben, auf die sein Gebieter schließen wolle, mit ganz abenteuerlichen Vorschlägen hervortrat. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, der Congreß löste sich auf.

Als Napoleon das, zu spät, erfuhr, sah er sogleich, daß falsche Voraussetzungen ihn in den Unterhandlungen wie im Felde zu falschen Schritten, zu verderblicher Wagniß verleitet hatten, und er verlor die Fassung. Schon die leidenschaftliche Eile, mit der er sogleich Boten auf verschiedenen Wegen an den Fürsten Metternich absendete, um die Unterhandlungen wieder aufzunehmen, verräth, wie sehr erschreckt er war, und in seinen kriegerischen Operationen vermissen wir von dem Augenblick an Haltung und Zusammenhang.

Im Rath der Verbündeten hatte Gneisenau in richtiger Erkenntniß der allgemeinen Verhältnisse stets erklärt, wenn Napoleon je so thöricht sei, Paris blos zu stellen, um die Verbündeten zu umgehen, müsse man ihn ziehen lassen, ohne sich um seine ohnmächtigen Unternehmungen im Rücken der verbündeten Heere zu kümmern, auf Paris zueilen, das man dann wehrlos finden werde; mit dem Verlust der Hauptstadt sei auch Napoleon's Thron gestürzt. Aber im großen Hauptquartier hatte man solche Worte bis zu diesem Augenblick nur mit Befremden, als etwas Unpraktisches und Extravagantes angehört.

Auch jetzt noch, als ein aufgefangener Brief Napoleon's an seine Gemahlin den Verbündeten seine Plane verrieth, erwog Schwarzenberg mit seinem Generalstab vor allen Dingen, ob nicht vielleicht doch noch die schon verlorenen Verbindungen mit dem Rhein vermöge eiliger Gewaltmärsche rückwärts wieder zu gewinnen seien, und erst als

die vollkommene Unmöglichkeit, so etwas auszuführen, ganz entschieden dargethan war, entschloß man sich zu etwas Anderem: Schwarzenberg, wie seine eigenen Briefe sehr deutlich aussprechen, mit sehr schwerem Herzen; denn in seinen Augen war die Lage der Verbündeten bei Weitem mehr gefährdet, als die Napoleon's.

Es wurde nun beschlossen, zunächst die Vereinigung mit Blücher's Heer zu suchen, und dann mit gesammter Macht dem französischen Kaiser zu folgen, ihn wo möglich zu ereilen, und durch den Sieg in einer entscheidenden Schlacht die verlorenen Verbindungen wieder zu gewinnen.

Aber da die Verbündeten nun schon auf den Verbindungen des Feindes standen, auf der Straße, die von Paris zu Napoleon's Heer führte, fielen zahlreiche Briefe bedeutender Männer, auch Berichte des Polizeiministers Savary, in ihre Hände, und in diesen Papieren zeigte sich der wirkliche, hoffnungslose Zustand Frankreichs, die gänzliche Erschöpfung aller Hülfsmittel, die gährende Unzufriedenheit, die im ganzen Lande, und vor Allem in der Hauptstadt herrschte. Es erwachte der Gedanke, Napoleon ziehen zu lassen, mit Heeresmacht nach Paris zu eilen und sich der Stadt zu bemächtigen.

Der Entschluß, diesen Zug, der das Ende des Krieges unmittelbar herbeiführte, wirklich zu unternehmen, wurde am 24. März früh zu Sommepuis in einem Kriegsrath gefaßt, den der Kaiser Alexander um sich versammelt hatte, und dem der Fürst Schwarzenberg gar nicht beiwohnte. Der österreichische Feldherr hatte den Ort bereits verlassen, um, den früheren Beschlüssen gemäß, den Marsch des Heeres an die Marne zu leiten.

Dennoch haben Panegyristen des Fürsten Schwarzenberg und Tendenz-Schriftsteller, denen geschichtliche Wahrheit natürlich Nebensache ist, den gewiß seltsamen Versuch gewagt, gerade diesen Fürsten für den eigentlichen Urheber dieses Planes auszugeben. Sie müssen, um dieß Thema irgendwie durchzuführen, gar manche gewichtige Thatsache ignoriren, dagegen ihre Zuflucht zu sehr kühnen Behauptungen nehmen, denen alle wirklichen Documente und die gewichtigsten Zeugnisse widersprechen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir Alles, was von solcher Art angeführt wird, zergliedern und widerlegen woll-

ten. An einer anderen Stelle denken wir es zu thun; hier möge Folgendes genügen.

Von Seiten jener Paneghristen wird behauptet, Schwarzenberg habe den Marsch nach Paris schon ein paar Tage früher, und immer wieder von Neuem vorgeschlagen, aber lange vergeblich, da er den zagenden Kaiser Alexander, den König von Preußen, nicht sofort für ein Unternehmen gewinnen konnte, dessen Größe sie erschreckte.

Thatsache ist, daß der Kaiser Alexander, sobald sein Entschluß in dem eben erwähnten Kriegsrath gefaßt war, dem Fürsten Schwarzenberg nacheilte, ihn einholte, und auf freiem Felde eine Berathung herbeiführte, unmittelbar nach welcher die Anordnungen zu dem Marsch nach Paris getroffen wurden. Den Hergang in diesem letzteren Kriegsrath unter freiem Himmel erzählt nun ein gewiß unparteiischer und glaubwürdiger unmittelbarer Zeuge, Lord Burghersh — vollkommen übereinstimmend mit der Aussage des Grafen Toll — folgender Gestalt:

„Der Fürst Schwarzenberg wurde, bald nachdem er Sommepuis verlassen hatte, von einem Adjutanten des Kaisers von Rußland eingeholt, mit der Bitte, dessen Ankunft abzuwarten, die gleich darauf erfolgte. Es wurde darauf eine Berathung gehalten, in welcher der Kaiser mit großem Nachdruck die Zweckmäßigkeit eines Marsches nach Paris geltend machte; er wurde in dieser Ansicht durch den König von Preußen unterstützt, und durch die Officiere seines eigenen Stabes: den Fürsten Wolkonsky, und die Generale Diebitsch und Toll. Der Fürst Schwarzenberg willigte, unerachtet der Gründe, die mehrere hochgestellte Officiere seines eigenen Hauptquartiers dagegen vorbrachten, in das Verlangen des Kaisers, und traf sofort Anstalten zur Ausführung des vorgeschlagenen Planes.“

Danach kann er unmöglich der eigentliche Urheber dieses Planes sein. Wäre er das gewesen, hätte er diesen Vorschlag schon früher und vollends wiederholt gemacht, dann hätte der Kaiser offenbar keine Veranlassung gehabt, die Zweckmäßigkeit des Zuges nach Paris und alle Gründe dafür, gerade dem Fürsten Schwarzenberg gegenüber, mit großem Nachdruck geltend zu machen; er hätte dann in der Discussion nicht der Unterstützung des Königs von Preußen und seiner

militärischen Vertrauten bedurft; der Kaiser, nicht Schwarzenberg, wäre dann in dem Fall gewesen, einzuwilligen.

Dies schlagende Zeugniß steht natürlich allen Denen gar sehr im Wege, die gern den Fürsten Schwarzenberg als den Helden schildern möchten, der das Schicksal vollendete. Um es zu beseitigen, wußte man nichts besseres, als Toll's gleichlautende Aussagen zu ignoriren, und was Lord Burghersh anbetrifft, glaubte man über die Sache hinweg zu kommen, wenn man annahm — oder vermuthete — er möchte wohl gar nicht gegenwärtig gewesen sein! — Dieser oder jener österreichische Officier wisse sich seiner nicht zu erinnern.

Das ließ sich ins Reine bringen. Lord Burghersh — jetzt Graf von Westmoreland — weilt glücklicher Weise noch unter den Lebenden und der Verfasser dieser Blätter war in der Lage, sich brieflich an ihn wenden zu können. In seiner Antwort bestätigt Lord Westmoreland seine frühere Aussage ausdrücklich als unmittelbarer Zeuge. Wir lassen ihn selbst reden.

Cavendish Square. Aug. 3. 1859. „An dem betreffenden Tage war ich mit dem Fürsten Schwarzenberg von Sommepuis abgeritten, als ein Adjutant des Kaises von Rußland zu ihm sagte: Mon Prince, l'Empereur est derrière vous et il vous prie de l'attendre, dans un moment il vous joindra. Der Fürst Schwarzenberg und sein ganzer Stab hielten sogleich, ich selbst mit in der Zahl, und als der Kaiser mit dem König von Preußen und beider Stab uns eingeholt hatte, fand das Gespräch so statt, wie es S. 224 meines Werks berichtet ist. So wie es vorüber war, stieg die ganze Gesellschaft zu Pferde und ritt auseinander, jeder nach seiner Bestimmung, und den verschiedenen Heertheilen die Befehle, Halt zu machen, u. s. w. zu überbringen.“ (On the day in question J was riding with Prince Schwarzenberg from Sommepuis when an aid de camp from the Emperor of Russia said to him: Mon Prince, l'Empereur est derrière vous et il vous prie de l'attendre, dans un moment il vous joindra. Pr. Schwarzenberg and all the staff immediatly halted, myself amongst the number; and upon the Emperor's joining us with the king of Prussia and their staff, the conversation such as is reported in the page 224 of my work took place.

When it was over, the whole party mounted their horses and rode off to their different destinations and to convey orders to halt etc. to the different corps.“)

Es möchte kaum nöthig sein, noch etwas hinzuzufügen.

Noch ein kurzer Kampf, dessen Ausgang nicht einen Augenblick zweifelhaft sein konnte, vor den Thoren von Paris, und Napoleon war gestürzt; durch eigene Schuld, die gar manchen Frevel einschloß. Non temnere Divos!

Wir müssen hier mit der Bemerkung schließen, daß die Geschichte dieser ewig denkwürdigen Zeit nunmehr in gewissem Sinn vollendet vor uns steht. Ohne Zweifel werden neu geöffnete Quellen, besonders wenn dereinst die österreichischen Archive zugänglich werden sollten, im Einzelnen noch sehr vieles ergänzen, manches berichtigen —: die Hauptzüge des Bildes aber werden unverändert bleiben, wie wir sie jetzt kennen.